Zeitschrift: Beiträge zur Heimatkunde / Verein für Heimatkunde des Sensebezirkes und der benachbarten interessierten Landschaften

Herausgeber: Verein für Heimatkunde des Sensebezirkes und der benachbarten interessierten Landschaften

Band: 34 (1963)

Artikel: Kleine Auslese

Autor: Aeby, Alfons

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-956484

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wie ich den St. Nikolaus kennen lernte

In meiner Bubenzeit flößte mir keine Persönlichkeit solch geheimnisvollen und andauernden Respekt ein wie der gestrenge und doch so gütige Gottesmann Nikolaus.

St. Nikolaus, Bischof von Myra, ist schon vor vielen Jahrhunderten selig gestorben, aber in unseren Landen lebt er noch immer fort und versieht zu Anfang des Christmonats jenes kinderfreundliche Geberamt, das anderswo das Christkind oder der Knecht Ruprecht besorgen.

Uns Kindern ward der Glaube beigebracht, der heilige Bischof verlasse einige Wochen vor dem Tage seines Patronates den himmlischen Wohnsitz und beziehe in unserer Hauptstadt ein Turmgemach des ihm geweihten mächtigen gotischen Münsters.

Kurz vor dem Feste begaben sich dann die Eltern in die Stadt, um den erhabenen milden Kinderfreund zum Besuche ins Dorf einzuladen.

An seinem Weihetage erschien er hierauf in den Dörfern, besuchte die Familien, die ihn bestellt hatten und verteilte eigenhändig an die Kinder die schönsten Geschenke und vergaß auch nicht die faustdicke, in Salzwasser gebeizte Birkenrute neben die Herrlichkeiten zu legen.

Voll Spannung und Furcht wurde der St. Nikolaus jedesmal vom Jungvolk erwartet. Dazu trug nicht nur die seltene und ehrwürdige Erscheinung des Heiligen selbst bei, sondern sicher ebensoviel der seltsame, lärmende und buntfarbige Pomp, von dem St. Nikolaus umgeben war.

Auf seinen Fahrten begleitete ihn ein zahlreiches und fremdländisch gekleidetes Gefolge, und er selbst ritt auf einem leibhaftigen Eselchen.

Es ist ja bekannt, welch entzückenden Eindruck der sanfte Name Esel allein schon auf jene Menschen ausübt, die die Worte des Evangeliums, « wenn ihr nicht werdet wie die Kinder», allzusehr zu ihrem geistigen Besitz gemacht haben ; umso freudig wirkungsvoller hat auf uns wirkliche Kinder die Wirklichkeit eines Esels gewirkt.

Einen leibhaftigen Esel gab es damals im weiten Umkreise meines Heimatdorfes nicht. Man kannte das zarte, spaßhaft liebe Grautierchen nur aus Bilderbüchern oder von übertriebenen, oft boshaften Schilderungen.

Da man auch das graue Reittierchen des Heiligen nicht zu Gesichte bekam, sondern nur vor dem Hause, aus der tiefen Nacht dessen neuartige, gewaltige Stimme vernahm, so war es nicht zuletzt auch dieses Wesen, das mächtig mithalf, den großen Niklaustag ins Kribblig-Krabblig-Geheimnisvolle zu erheben. Wie man den St. Nikolaus verehrte, so liebte man auch das Eselchen, und es wird kein Frevel sein zu bekennen, daß man als Kind oft nicht wußte, welchem die größere Zuneigung entgegenzubringen. Die beiden waren in der Kinderphantasie nicht zu trennen, im gleichen Redezug und mit der gleichen Begeisterung führte man ihre Namen im Munde.

Dem geliebten Grautierchen ward denn auch regelmäßig ein Bündelchen auserlesenes Heu vor die Fenster in eine Krippe gelegt, damit es sich daran erlabe, während sein gütiger Herr in der Stube die kleinen Verehrer mit Holzschuhen, Halstüchern, Winterkappen, buntbemalten Schlitten, Äpfeln, Nüssen, Lebkuchen und andern begehrenswerten Sachen beglückte.

Noch heute ersteht vor mir die weißbärtige, ehrwürdige Gestalt im prächtigen bischöflichen Ornate mit der hohen glitzerigen Mitra, dem langen, oben gekrümmten, goldenen Stabe in der behandschuhten linken Hand und dem großen, funkelnden Ring am Finger der rechten, noch vermeine ich die tiefe, langsame Stimme zu vernehmen, mit welcher der Gottesmann Fragen stellte oder aus einem dicken Buche, das ein Diener mit sichtlicher Mühe in den erhobenen Händen hielt und mit dem Kopfe stützte, in einer fremden, wunderlichen, unverständlichen Sprache Gebete las und Sprüche sang; noch erinnere ich mich einiger Mahnungen, die nach den schonungslos aufgedeckten Fehlern auf mein beschämtes Haupt niederfielen, und es ist mir eben in diesem Augenblicke, da ich so vielerlei Bosheit ausplappere, als funkle der Ring des St. Nikolaus bedrohlich an der erhobenen Segenshand, und es will mir wie ehemals fast ein bißchen den Atem beklemmen, weil mir bei Verstockung in die alten Fehler – und einer davon war das Schwatzen und Übertreiben – eine noch größere Rute verheißen war.

Der funkelnde Bischofsring leuchtete übrigens, das muß ich bekennen, wie ein mahnendes Sternlein in meine übermütigen Flegeljahre hinein

und hat mich oft davon abgehalten, daß ich nicht Kopf über Hals in den Nebel des Leichtsinns hineinrannte.

Nun sei erzählt von einer erschütternden Entdeckung.

Ich war mit langen Gliedern aus der Primarschulkleidung herausgewachsen, als mich der Zweifel über die Echtheit des erdenwandelnden St. Nikolaus umgarnte.

Zu diesem Zweifel veranlaßte mich unser Kleinknecht, der mir statt der Lösung, ob er wisse, warum man den Männern den Bart rasiere und nicht rupfe, die Worte an den Kopf warf: « Dummer Bub, wie kommst du darauf, solche Fragen zu stellen, du kennst ja nicht einmal den St. Nikolaus. »

Der Spott saß. Eine doppelte Ohrfeige hätte mir nicht so wehe getan wie das Urteil, ein dummer Kerl zu sein, weil ich den St. Nikolaus nicht kennen sollte. Herrschaft und neunundvierzig, kannte ich denn wirklich den St. Nikolaus nicht ? – Der Kleinknecht war der dumme Kerl und nicht ich – jawohl !

Ich begann aber doch über die Sache nachzugrübeln und bald fanden sich allerlei Zweifelshäkchen.

Es war eigentlich noch nie erhört worden, daß je ein anderer Heiliger den Himmel verlassen, wieder auf die Erde heruntergekommen war und sich erneut in irdischer Gestalt unter die bösen Menschen gemischt hatte. Wie konnte denn auch nur der große heilige Bischof die herrliche Himmelswohnung und die jubilierenden und musizierenden Heerscharen preisgeben, um auf einem einsamen Turme droben Quartier zu beziehen und mit einigen scheckigen Leuten auf einem schwachen Eselchen reitend durch die kühlen Dezembernächte zu wandern ? – Aber freilich, bei den Heiligen des Himmels war durch Gottes Allmacht kein Ding unmöglich. – Und dennoch !

Unbegreiflich schien es auch, wie St. Nikolaus es zuwege brachte, in einer einzigen Nacht durch das ganze weite Land zu reiten, und dies auf einem Eselchen, von dem jedermann erzählte, daß es langsam, faul und störrisch sei. Und wie brachte es der Heilige zustande, all die Millionen Häuser in einer halben Nacht aufzusuchen, wenn er in jedem Hause so ewig lange Predigten hielt ? –

Über diesen Gedankenstein wäre mein Glaube von der Echtheit des erdenwandelnden St. Niklaus unfehlbar zum Umfallen gestrauchelt, wenn nicht ein unumstößlicher Beweis mich noch zu seinen Gunsten aufrecht gehalten hätte.

Alle Streiche, die man im Verlaufe des Jahres in Bubenwildheit und Flegelübermut verübt, waren jeweils dem Heiligen bekannt. Selbst über die heimlichsten Lausbubereien wußte er solche Auskunft, daß man nichts anderes denken konnte, als daß eben der St. Nikolaus alles wisse.

So hatte er mir im vergangenen Jahre vorgehalten, ich hätte an einem stockdunklen, windigen Abend in des Nachbars Garten große türkische Zwetschgen gemaust. Das hatte ich auch wirklich getan. Oh, der St. Nikolaus war allwissend. Ich hatte nur gewußt, daß es honigsüße, fremdländische Zwetschgen waren ; er aber kannte sie genau, türkische warens. Dazu hätte ich damals meinen Kopf gewettet, daß mich niemand beim kleinen Diebstahl und nachherigen Schmaus gesehen haben konnte. Ich hatte die geklaubten Früchte im Kuhstall, bei der dämmerigen Beleuchtung auf dem Ofenbänklein sitzend, heimlich gegessen, wo nebst den Kühen, Kälbern und Kaninchen kein sichtbares Wesen zugegen gewesen, als der alte langbeinige Küher Mooshans, der mich übrigens kaum beachtet hatte, denn er tränkte hinten im Stalle die Kälber. – Unbegreiflich ! Da steckte das Geheimnis und Wunder ! Nur sachte zweifelte ich noch fort, denn ich war auch zu stolz und selbstbewußt, einen gleichalterigen Kameraden über seine Meinung zu befragen.

Der Wurm des Zweifelns aber ließ mir keine Ruhe.

So nahm ich mir eines Tages ein Herz und klopfte beim Küher Mooshans selber an. Der war uns Kindern ein guter Patron. Wir mochten ihn besonders seiner heiteren Späße wegen gerne leiden. Scherzweise warf ich die Frage hin, ob er mir sagen könne, was es eigentlich mit dem St. Nikolaus für eine Bewandtnis habe. Aber diesmal geriet ich an den Unrechten. Mooshans machte Augen groß wie Pflugsräder und schnauzte mich an: « Hm, Dummkopf, ein heiliger Bischof ists, was sonst. Sicher ist, daß er alle Lausbuben und ihre Streiche kennt. Du wirst parforsch in die Hölle wollen mit deinem Unglauben. »

Ich schlich davon und befragte niemand mehr.

Zwischen Glauben und Zweifeln lebte ich dem St. Nikolaustag entgegen. Unheimlich schnell rückte der Tag heran. Erwartungsvoll und bang wie noch nie saß ich mit den Geschwistern und einigen Nachbarskindern hinter unserem langen, breiten Bauerntische.

Ich hatte mich erst geweigert unter die Kleinen zu sitzen. Aber der Mutter ernste Mahnung, nicht des Heiligen gerechten Zorn auf mich zu laden, hatte nochmals den wankenden Glauben an den St. Nikolaus gefestigt. Klopfenden Herzens fügte ich mich. Wie ein armer Sünder saß

ich schweigsam zwischen den sich unbefangen freuenden oder wieder erschauernd ängstigenden Gefährten.

Nach langen bangen Minuten des Wartens erhob sich draußen ein tolles Lärmen. Aus der Nacht klangen unheimlich Hörnerblasen, Schellengeklingel, Jauchzen und endlich in nächster Nähe der verhängten Fenster ein gedehntes furchtbares Schreien Jii-aaaa ! Jii-aaa !

Das war der von früheren Jahren her bekannte Schrei des Nikolausesels.

Hei, wie meine Genossen und Genossinnen zusammenfuhren.

Auch mich durchzuckte es kitzelig. Zugleich überfiel mich der Gedanke davonzulaufen. Aber ich saß eingeengt zwischen meinen Schicksalskameraden, die zitternd unter scheuem Getuschel zusammendrängten.

Die Erwachsenen in der Stube musterten uns mit lächelnd ernsten Blicken und Mienen und werteten mit Flüsterworten den nahen, großen Augenblick.

Mir wurde es ungemütlich. Ich empfand, daß ich nicht mehr zu den Kleinen hinter den Tisch paßte. Ich geriet mehr und mehr in Angst und das Weinen hielt dicht hinter meinen Augentürchen.

Draußen ertoste die Hausflur unter schweren Tritten. Vor dem Hause schrie fürchterlich der Esel. Sankt Nikolaus mußte ihn schon verlassen haben. Nun langweilte sich das gute Tier allein.

Ein Glöcklein klingelte.

Tiefe Stille folgte.

Plötzlich schlug wuchtig die Türe auf.

Ein Neger, wahrhaft ein kohlrabenschwarzer Mohr, fuhr in die Stube herein. Es war zum Gruseln. Und er wütete wie der Biswind. Mit unheimlicher Geschwindigkeit fegte er mit einem buschigen Besen den Boden rein.

Mittlerweilen hatten sich an den Türpfosten zwei Grenadiere aufgestellt. Sie trugen blaurotgelbe Uniformen, Helme mit Federbüschen und Hellebarden in der Faust.

Dunkel gähnt die Türöffnung.

Mir wurde schwül. Nun mußte der Sankt Nikolaus eintreten, jener Sankt Nikolaus, der geradewegs vom Himmel herunter gestiegen war – ach nein, das konnte doch unmöglich derselbe Heilige sein, sicherlich war es irgend ein irdischer Stellvertreter.

Ich warf einen forschenden Blick auf die Diener an der Türe.

Sie lächelten, sie lächelten wirklich dumm gescheit und nickten und blinzelten sich zu. Welch respektloses Tun, da doch jeden Augenblick ihr hoher Herr zwischen ihnen durchschreiten mußte. –

Da stach richtig die hohe Bischofsmütze, aus dem Dunkel glänzend in das Licht der Stube.

Mein Schwesterchen neben mir hielt die gefalteten Hände hoch und streckte sie fromm dem Bischofe entgegen. Aber die beiden Trabanten lachten und zwinkerten sich mit schlauen Augen zu. Das war unhimmlische Respektlosigkeit ! Und der Heilige hatte es nicht bemerkt !

Mein Glaube wankte und stürzte zusammen.

Ich duckte mich, sah aller Augen auf den Sankt Nikolaus gerichtet, der sich beim Eintreten hatte bücken müssen, und im gleichen Augenblick war ich unter den Tisch gerutscht.

Wie ein gehetztes Fröschlein lag ich sprungbereit auf allen vieren. Das Herz schlug nicht rascher, vielmehr in tollkühner Entschlossenheit zurückhaltend langsam.

Ich erwartete ein strafendes Unheil.

Es verzögerte sich.

Sankt Nikolaus schien nicht zu wissen, wo ich war.

Mutiger horchte ich auf und erkannte nun, daß, unbekümmert um mein plötzliches Verschwinden, über mir die Zeremonien der Bescherung in vollem Gange waren.

Da lachte ich mir heimlich und frech in die Faust. Ich freute mich sogar an den schüchtern, fast weinerlichen Antworten meiner Geschwister und der kleinen Nachbarn. Wenn man aber plötzlich mich anriefe und durch den scheußlichen Mohr unter dem Tische hervor holte !

Aber da begann der Heilige schon seine Predigt und nachher sein fremdsprachiges Psalmodieren. Ich lauschte aufmerksam. Die Stimme kam mir gar nicht mehr so übermäßig fremd, tief und feierlich vor wie früher. Es schien mir vielmehr, sie klinge wie eine gewöhnliche Menschenstimme. Das verlieh mir Beruhigung.

Ich hockte mich bequemer zurecht und sah ungescheut und beinahe belustigt in das Gewirr der vielen Beine, die regungslos standen und wie wunderliche Pflöcke aus der Diele gewachsen schienen.

Schließlich blieben meine Blicke auf dem mir zum Greifen nahen Schuhwerk und den unter dem Chorhemd hervorragenden Hosen des St. Nikolaus haften. Und plötzlich erschrack ich derart, daß mir beinahe ein lauter Schrei entfahren wäre, ein Schrei der Überraschung und der Freude.

Unter dem weißen, spitzenreichen, bischöflichen Chorhemd sanken ziehharmonikaförmig mächtige Zwilchhosen auf ein völlig unbischöfliches Schuhwerk nieder.

Die ganze Geschichte vom St. Nikolaus, seine Heiligkeit, seine Turmwohnung, seine Dienerschaft, der Mohr, die Trabanten, das Chorhemd, die Zwilchhosen und die groben bäuerlichen Schuhe surrten mir wie ein abgebrannter Feuerteufel im Kopfe herum. In allen Regenbogenfarben funkelte es vor meinen Augen.

Dann nahm ich mit einer peinlichen Neugierde die für einen Heiligen und einen himmlischen Kirchenfürsten so völlig ungeziemenden Bekleidungsstücke nochmals in Augenschein. Und bei näherem Zusehen fand ich bestätigt, was ich beim ersten Blick kaum zu ahnen gewagt hätte.

Der St. Nikolaus, der in unserer Stube Gaben verteilte und so großmächtig und allwissend sprach, konnte kein anderer sein als unser Küher, der Mooshans.

Wahrhaftig, der wars.

Das waren seine Schlotterhosen, nur mit der Hosenschnalle um den Leib festgehalten, deswegen hatten sie die ständige Neigung nach unten zu rutschen, das waren ferner seine klobigen Holzschuhe, die noch unverkennbare Spuren vom Kuhstall an sich trugen, und da war zum Überfluß noch seine Spezialität an Schuhbändeln.

Mooshans trug statt der gewöhnlichen ledernen Schuhbändel solche aus Hanf und gab unter diesen jenen den Vorzug, mit denen die hohen, blauen zehnpfündigen Zuckerhüte umbunden waren. Just einige Tage vor dem St. Nikolausfeste hatte ich mit ihm einen Tauschhandel vollzogen. Er ließ mich dafür im Holzschopfe aus seiner Meerschaumpfeife rauchen – natürlich bis mir übel wurde – und ich hatte ihm leider schon vor dem Unwohlsein die schöne Schnur ausgehändigt. So hatte er damals das Lachen und ich die Qualen einer Seekrankheit.

Die Zuckerhutschnur trug er nun an den Schuhen, hübsch neu und sicher zur Feier des Tages zum ersten Male.

Plötzlich war auch das Rätsel von der Allwissenheit des St. Nikolaus gelöst. Selbst die Geschichte mit den türkischen Zwetschgen erklärte sich auf die natürlichste Weise. Erzählte doch der Mooshans oft des Abends türkische Märchen, und er behauptete, er wisse soviele, daß er tausend und eine Nacht lang nur türkische Märchen erzählen könnte.

Ich horchte auf und erkannte nun auch seine in einen tiefen Ton gezwungene Stimme, und was er brummte, sprach und sang, ähnelte jener

Sprache, die er als arabisch in seine türkischen Geschichten einflocht. Es lag auf der Hand : dieses Gequasel war weder türkisch noch himmlisch, sondern mooshansisch, und die türkischen Zwetschgen hätten ebensogut als St. Gallerzwetschgen angesprochen werden können.

Wahrhaft, unser guter Mooshans war ein richtiger Komödiant !

Als nun aber der St. Nikolaus den Segen erteilte und laut, ernst und feierlich die Worte sprach : « Gelobt sei Jesus Christus » ! fiel ich wieder in den wundersamen St. Nikolausbann und zugleich mit den erlösten hellen Stimmen der Beschenkten antwortete ich : « In alle Ewigkeit, Amen. »

Dann kam Bewegung in die vielen Beine. Sie stapften zur Türe hinaus. Auch Vater und Mutter, auf deren Füße ich besonders acht gegeben, entfernten sich mit dem hohen Gaste.

Ich atmete auf. Man hatte mein flinkes Verschwinden unter den Tisch nicht beachtet, weil bei der allgemeinen Erwartung alle Blicke auf die prächtige Erscheinung des eintretenden Bischofs geheftet waren ; auch hatten Vater und Mutter den hohen Gast vor dem Hause empfangen und waren erst nach dem Gefolge in die Stube getreten. Niemand war es eingefallen, den Verschwundenen unter dem Tische zu vermuten. Die Eltern würden mich schon über meine Flucht zur Rede stellen und dann mußte ich bekennen – ach, schon schoß es mir heiß in die Augen.

In der Flur lärmte die Dienerschaft des scheidenden St. Nikolaus gewaltig drauflos und der Esel schrie fürchterlich, daß alle Kinder ängstlich die Beine hochzogen.

Plötzlich schmetterte ein Geprassel über den Stubenboden hin. Der Mohr hatte der Großmagd einen Korb voll Nüsse über den Kopf geschüttet. Die Stubendiele war dicht besät. Unter Halloh stürzte alles auf die Nüsse.

Ich benutzte die Gelegenheit, meinem Verstecke zu entkriechen und so rettete ich mich, weil ich ja zunächst der Quelle war, mit reicher Beute aus dem Abenteuer.

Niemand kümmerte sich vorläufig um mich.

Die jauchzende Freude aber der beschenkten Kinder erweckte in mir einen stillen Neid. Von meinen vom St. Nikolaus erwünschten Sachen : den schlüssellosen Nickelschlittschuhen und den Herchenbachbüchern war nirgends etwas zu sehen. Die hatte der Heilige wieder mitgenommen.

Ich kauerte mich auf dem warmen Sandsteinofen in eine Ecke, knackte gleichgültig Nüsse auf und grübelte mich recht in einen Zorn

hinein gegen den Kleinknecht, der in mir den Zweifel an den St. Nikolaus geweckt hatte. Er hatte mich um einen wunderlieben Traum der Jugend bestohlen, der dumme Kerl.

Aus der anstoßenden Küche vernahm man Gerede und Lachen.

Rasch schob ich das Schiebefensterchen des Eßgänterchens beiseite, und da gewahrte ich in der Küche den St. Nikolaus wieder, aber mit dem wirklichen und leibhaftigen Kahlkopf des Mooshans.

Die hohe Bischofsmütze und den langen weißen Bart hatte er sich abgenommen, er trug sie wie ein Lehrer seine Bücher unter dem Arm. Das ganze Junggesellengesicht strahlte in sonnigem Lachen und in einem Zuge leerte er eben ein Gläschen Kirsch. Da schlug ich den Schieber zu.

Ich schrack zusammen. Die Mutter stand neben mir. Sie sah mich ernst an, schüttelte nachdenklich den Kopf und sagte in ihrer gütigen Art : « Armer Bub, willst immer alles wissen, nun mußt du schon warten bis dir das Christkind die Schlittschuhe und die Bücher bringt. »

Ich senkte betrübt den Kopf, ich kannte nun leider den Sankt Nikolaus ; ich war um eine Erkenntnis reicher, aber um ein Glück ärmer.

Sitten und Bräuche im Senseland

Wir verfolgen das Leben eines Sensekindes vom Augenblick an, da es die Hebamme aus einem alten Stocke in den vielen Wäldern einem Toggelilochholz oder Drykrüziholz ans Lebenslicht hob, bis zur Stunde, da es mit kirchlichen Ehren in den Schatten der Heimatkirche gebettet wurde, zur ewigen Auferstehung.

Schon bei der Taufe ließen sich die Leute was kosten. Im Luxuswägelein fuhr man den Täufling zur Kirche, und Bekannte des Götti oder der Gotta wohnten dem Taufakte bei, begaben sich im Gänsemarsch nach dem Chor der Kirche und legten ihren Batzen in den Opferteller; man hieß den Vorgang Schlottere und die nur männlichen Teilnehmer Schlotterer. Hernach wurden diese Zaungäste mit zum Schmaus eingeladen und von dem hübschen Götti und der hübschen Gotta kostenfrei gehalten.

Feste waren für die Kinder Neujahr, der erste Mai und der Sankt Nikolaus.

Am ersten Mai begaben sich die Kinder in Trüppchen von Haus zu Haus und sangen ihre Lieder, um dafür kleine Geschenke an Geld, Eiern und Schleckerzeug in Empfang zu nehmen. Zum Neujahr holten die Kinder bei ihrer Gotta und ihrem Götti das « Guet Jahr », einen prächtigen Wecken oder eine Züpfe (Trütscha) aus Weißmehl. Gewöhnlich wurde zur Erhöhung der Geschenkfreude ein Geldstück ins Brot gedrückt.

Die hellste Kinderfreude bot der Besuch des Sankt Nikolaus, der auf dem Nikolaus-Münster in Freiburg seine Wohnung innehaben sollte und der, von den Eltern bestellt, an seinem Namenstage in vollem bischöflichen Ornate mit einer Schar « Verbutzten » und in Begleitung seines Eselchens, für das man schon vor Einbruch der Nacht ein Bündelchen Heu bereitgelegt, dem gespannt und scheu hinter dem Tische

sitzenden Jungvolk den Besuch abstattete. Kleidungsstücke, Holzschuhe, Halstücher, Kappen, buntgemalte Schlitten, Äpfel, Nüsse, Lebkuchen und die unvermeidliche Rute waren reiche Geschenke.

Der Geist der Schulen lag verkörpert in dem täglichen, vor Beginn des Unterrichts gespendeten Spruche eines biederen Sense-Schulmeisters: « Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, das übrige wird euch von selbst gegeben werden. Nun s'Büechli vüra u g'lernt! »

Am Neujahrstag wünschte man sich durch kräftigen Händedruck: « As guets glückhaftigs nüis Jahr », « As längs Läbe u gueti Gsundheit! » Die Kirchensänger, ehemals Schueler genannt, gingen zu Neujahr mit dem Bysekly, (Beisack, Umhängetasche) von Haus zu Haus und füllten die Weihwasserkrüglein mit gesegnetem Wasser und namseten dabei einen lateinischen Spruch: « In nomine Patri et Filii et Spiritus sancti pace Amen. » Für Glückwunsch und Segengabe heimsten sie ein Gläschen vom Selbergebrannten oder eine Bauernwurst ein.

Am Dreikönigsfest pilgerte man vielfach nach Freiburg, um dem Spiel der heiligen drei Könige zuzusehen und den goldenen Stern zu bewundern, der über dem Liebfrauenplatze schwebte.

Zum großen Hausfeste wurde die Fastnacht. Da warfen Kamin, Keller und Küche ihren ganzen Reichtum auf den Tisch. Überflüssig zu sagen, daß in Ehren auch ein Tänzchen geschwungen wurde, denn schon damals besaß das Ländchen manch kunstbeflissenen Musikanten, der auf der Kropfgeige oder der Klarinette freie lupfige Weisen zu phantasieren verstand. Am Dienstagabend, in der Fastnacht, war Hauptmahlzeit; da prunkte und duftete es auf dem Tische in Schlaraffenherrlichkeit. Aber Punkt zwölf Uhr, wenn die Schwarzwälder den ersten Schlag lospolterte oder der künstliche Kuckuck den ersten Ruf tat, wischte man sich den Mund und verschluckte rasch den letzten Rest. Mit der Schmauserei war's nun bis Ostern aus. Was an gekochtem Fleisch und Speck übriggeblieben war, wurde andern Tages an die Armen verschenkt, die es mit dem ergebenen Spruche in Empfang nahmen: « Vergelt's Gott z'hunderttuusigmal. Tröst' und erlös' Gott die armen Seelen im Fägfüür. »

Es soll Hausfrauen gegeben haben, die am Aschermittwoch einen fleischfettigen Teller nur mit den äußersten Fingerspitzen noch anrührten. Dann wurde das ganze Haus gescheuert, um selbst das feinste Gerüchlein irdischer Fleischlichkeit aus den Winkeln zu bannen. Denn mit der Fastenzeit brach eine wahrhafte Klosterkasteiung an. Nicht das

geringste Bröcklein Fleisch wurde mehr genossen, auch Sonntags nicht. Am Aschermittwoch gab's nur Kümmelsuppe. Milch wurde selten getrunken, die war zu kostbar, die gehörte den Kälbern.

Speisen

Die Sensler schienen das Erbe der Spartaner angetreten zu haben. Als Hauptspeise triumphierte die Suppe. Suppe aus Ackererbsen so dick gebrodelt, daß der runde Löffel darin aufrecht stand; dann die sogenannte Kälbersuppe, viel Wasser, tapfer Mehl, wenig Milch. Zur Hauptmahlzeit gehörten gedörrte Birnen und Mehlspeisen, dazu Gemüse, die der Bauerngarten oder der Chabisplätz geschenkt hatten. Die Suppe wurde als Nachtisch genossen. Warum ? « Äh », sagte 's Bräntele Stinni, « für das mu naih umhi a suubera Hals hygi. »

Als Leibspeisen standen obenauf Chüechli und Schnätzemues (Mus aus gedörrtem Obst), die gingen nie aus. Die Schnätzemueschachla (Schüssel) thronte beständig in der Stube, und wer « gluuscht » hatte, nahm sich einen Löffel davon.

In der Fastenzeit holten sich die armen Leute ihren Tribut vom Tisch der Bauern, und um Gottes Segen dem Hause zu behalten, schenkte man reichlich, vor allem auch Brezeln, bei deren Zubereitung man den Anken und die Eier nicht sparte.

Winter

Während des Winters waren die Arbeiten nicht allzu belastend. Die Männer besorgten den Stall und holzeten und droschen. Eine schön geschichtete Scheiterbeige unter der langen Fensterreihe des Hauses gehörte mit zum Ansehen des Bauern, wie es zum höchsten Lobe der Bäuerinnen und der tifigen Töchter diente, sommersüber auf den Fensterbänklein und Lauben Geranien, Fuchsien und Rosmarinstöcklein zu hegen.

Heimeligste Stimmung bot das Dreschen. Aus allen Bauernhöfen und Höfchen poppelten von früh bis spät im Drei-, Vier-, Fünf- oder Sechstakt der dumpfe Lärm und der trauliche Klang, die den Segen des Hauses und den Frieden eines glücklichen Heims verkündeten.

Die Frauen und Mädchen walteten im Hause, spannen und woben.

Man erhob sich des Winters schon gegen vier Uhr, und bevor noch das Suppenfrühstück genossen wurde, polterten die Dreschflegel und setzten sich die Mädchen ans Spinnrad. Außer den kurzen Unterbrechungen bei der Mahlzeit kam man den ganzen Tag nicht mehr zur Ruhe. Man wäre versucht zu glauben, daß, durch den eiligen und unermüdlichen Lauf des Spinnrädchens angeregt, auch das Zünglein der Spinnerinnen hätte um die Wette laufen müssen. Aber zu Ehren der Sensemädchen muß gesagt werden, daß auch für das Reden Fastenzeit herrschte. Arbeiten und Schwatzen sind Feinde, hieß es, das geht nicht zusammen. 's Jennly Mäieli von dazumal übte ein ganz probates Mittel, wenn Mutter Evas Zungenerbschaft beim Jungvolk plötzlich überhandnahm. 's Jennly Mäieli zog ein beinernes Totenköpfchen aus der tiefen Tasche und legte es wortlos auf den Tisch als ein Memento mori, und die voreiligen Zünglein hatten sich gleich ausgeschwiegen, um dann in herrlicher Friedensarbeit die Spinnrädchen doppelt so rasch surren zu lassen.

Man wünschte sich die gleiche friedensfreudige Arbeit, wenn so ein schlichtes krummgeschaffenes, in Sorgen gebeiztes Mütterchen in artig einfacher Schwarztracht mit rotem Kopftuch in den Parlaments- und Völkerbundssälen erschiene und das Totenköpflein auf den Tisch legte. –

« *z'Kilt* »

In der Fastenzeit gehörte es sich nicht, daß der Jungbursche seine Herztraute besuchte, das heißt «z'Kilt» ging. Wer dennoch dem Gelüste nicht widerstehen konnte, sein Rösi, Änni, Babett, Lisebethli, Stini zu sehen und den Kiltergang unternahm, für den konnte man hundert auf eins wetten, daß ihn auf dem Heimwege der Nachtjäger, der « Hutätäh », mit seinem winselnden, bellenden, jammernden Hündlein verfolgte und ihn über die wüstesten Schneefelder, durch die gewaltigsten Wächten, die größten Dorn- und Haselhecken nach Hause jagte, oder ein Unghüür, ein riesiger schwarzer Hund, lauerte ihm am Kreuzwege auf, wies ihm erst die feuerrote Zunge, funkte ihn mit glühenden Augen an, sprang dem Kilter endlich auf den Rücken, und je eiliger dieser lief, um so schwerer wurde die Bürde. Das Unghüür ließ den armen Burschen erst frei, wenn er wie ein geölter Blitz die Türe seiner Kammer einrannte. Der unzeitige Kiltgänger konnte von Glück reden, wenn er andern Tages nur mit einem geschwollenen Kopfe, groß wie ein Mäas, erwachte, der

indessen nach drei Tagen wieder den natürlichen Umfang zurückgewann, und sich nicht den Ansatz zu einem Kropf an den Hals gekiltet hatte.

Obwohl die Beleuchtung in den Stuben eine äußerst karge war – ein kleines Stellämpchen, dessen wollener, selbsthergestellter Docht durch Flachsöl gespeist war –, spannen die Frauen, dicht ans Licht gerückt, auch nach dem gemeinsamen Abendessen noch lange fort.

Frühling

Zu Ostern sprang neues Leben ins Land. Beim ersten Hahnenschrei am Ostersonntag wurde der Fleischtopf über den offenen Herd gehängt. Bevor man im feierlichen Sommerstaat zum Ostergottesdienst ging, wurde Fleischbrühe gefrühstückt und das erste Mümpfeli Wurst versucht. Von der Zeit an war der echte Bauernküchenzettel wieder Trumpf. Und der Jungbursche und der Hagestolz durften nun ohne Angst vor dem Hutätäh und ohne Kropfgefahren jenen Spuren wieder folgen, die nach Ansicht des Altmeisters Schiller erröten lassen sollen.

Die sittliche Ehre war auch den Altvordern ein höchstes Gut. Der Spruch sagt es : « In Ehre kiltet, mit Säge gwybet. »

An hohen Festtagen nahm der Bursche seine Braut, gleich nach dem Nachmittagsgottesdienst, beim Austritt aus der Kirche in Empfang, bot ihr den rechten Arm, während die Verheirateten ihre Frauen links führten oder auch wohl gar nicht – und der Bräutigam geleitete die Auserwählte ins Wirtshaus, wo man mit den Familienangehörigen bei Wein, Brezeln und Chüechli ungezwungen, sittsam, beisammensaß. Auch ein Tänzchen war erlaubt. Sobald aber die Betzeitglocke läutete, brach man den Tanz ab, die alten plaudernden Bauern wurden feierlich, lupften ihre Zipfelmützen und hohen Hüte, nahmen ihre Süfersackpfeifen aus dem Munde ; man betete still den Engel des Herrn und darnach wurde nicht weitergetanzt. Die Töchter tranken auch ihre Gläser nicht leer, sondern begaben sich gleich nach Hause. Keine Frau und kein Mädchen blieben nach dem Betzeitläuten im Wirtshause.

Der Ostermontag war völkischen Spielen gewidmet. Als bekannteste Spiele, die zum Teil noch da und dort aufleben, seien erwähnt : Tannenkarret, Tannenkletteret, Eieraufleset, Gänseköpfet, Faßstechet. Bei allen diesen Spielen fehlten die Verbutzten (Maskierten) nicht, vor allem nicht der Bajazzo, der als Zepter einen Stock trug mit einer aufgeblähten Schweinsblase.

Unter den vielen kirchlichen Festen, die in den Frühling und Sommer fielen, nahm das Fronleichnamsfest die erste Stelle ein. Noch ist die Sitte verblieben, einen sogenannten Herrgottsmaien, einen Buchen- oder Tannenbaum am Vorabend des Festtages an die Häuser zu befestigen. Seltener ist jene Sitte geworden, daß die Männer von einem Buchenbäumchen, das den Prozessionsweg einsäumte, ein Zweiglein abbrachen, es auf den zylinderförmigen hohen Hut steckten und es daheim der Frau übergaben, die es beim Weihwasserkrüglein oder über dem Ehebett aufsteckte ; ein gleiches geschah auch mit dem Palmzweig.

Im Wonnemonat Mai, wenn die Lerchen über der jungen Ackersaat zu jubeln anfingen und die Maierislein blühten, lenzten auch den jungen Senseleuten besondere Herzensfreuden. Da sangen die Jungburschen abends vor den Bauernhöfen ihren Maisang und heimsten in einer Hutte die Eier zu einem Friggel ein. Aber noch freudiger schwang man hinaus, wenn ein Bursche, des Ledigseins überdrüssig, die « Abhüscheta » vornahm. Der Freier begab sich, nachdem er sich schon vorher als sicheres Zeichen, keinen Korb zu erhalten, von der Angebeteten eine Zipfelmütze hatte schenken lassen, mit seinen Kameraden ins Haus der Eltern und erbat sich vom Vater die Hand der Tochter. Dabei gab es einen Schmaus und eine gesunde Fröhlichkeit, die würdige Vorfeier war des Hochzeitsfestes.

Ungleiche und ungewöhnliche Herzensverbindungen wurden oft durch die Dorfgenossen dadurch kommentiert, daß man den Heiratslustigen eine Katzenmusik veranstaltete. Man hieß den entsetzlichen Lärm, verursacht durch Peitschenknallen, Glockengeschell, Hörnerblasen und dem fürchterlichen Geheul der auf einem angefeuchteten Laden hin und her geschobenen Backmulde, « Trosselkarren » (vom französischen le trousseaux). Das vermochte oft das Glück des Hochzeitens arg zu verbittern, ließ die Feier in stillerem Rahmen schließen und auch den Trossel selbst nicht in der üblichen Aufmachung vor das Haus des Bräutigams führen, nämlich so, daß Truhe, buntbemalter Schaft, aufgerichtetes Ehebett, Spinnrad und Wiege auf großem Brückenwagen paradehaft im klingenden Geschirr der Rosse zur Schau geleitet wurden. –

Sommer

Aber die ernste Arbeit unterblieb nicht und verlangte sommersüber ganze Kraft und Anspannung. Der Bauer und die Knechte erhoben sich meist vor dem ersten Hahnenschrei, langten nach ihren Sensen und bald erklang das frohe Wetzen in den Wiesen und sausten die Sensen durch das hohe Gras, standen doch oft an die zwanzig Mähder in der Reihe ; nachbarlich half man einander die Ernte unter Dach bringen. Erst nach zwei- und dreistündiger Arbeit kam die Frühstückssuppe aufs Feld. Die Forderung des Achtstundentages lag nicht einmal am Kamindeckel geschrieben. Es galt der Spruch : « Früh uf u spat nieder, iß flingg u spring wieder. » Die Dienstbotenlöhne waren äußerst bescheiden. Eine Kleidung, ein Paar Schuhe und selbstgewobene Unterwäsche, dazu verdiente eine Magd 20 bis 30 Franken jährlich und ein Knecht 50 bis höchstens 300 Franken in heutigem Geldwert, damals nach Batzen, Kreuzer, Taler und Neutaler gerechnet. Das Verhältnis der Meisterleute zu den Dienstboten war jedoch familiär. Die Diensten gehörten in Weh und Freude zur Familie. Es herrschte ein schöner Geist der Zusammengehörigkeit ; er wurzelte im ererbten Haus, im Stamm des Geschlechtes, und gar oft heiratete aus der zähen Familie nur der Wägste, damit Haus und Hof beieinander bleibe. Die Brüder und Schwestern desjenigen, der gewybet hatte, verblieben im Hause als unveräußerliche Inventarstücke, die den Nachwuchs des Geschlechts als den eignen erachteten, die Patenstelle im ganz christlichen Sinne übten und gemeiniglich nur mit Gotta oder Götti betitelt wurden. – Das letzte Fuder Heu und Emd wurde mit dem Erntekranz geschmückt und mit Buch- und Haselästen bekleidet. –

Herbst

Im Herbst wurde der Flachs, das Wärch, bearbeitet. Der Flachs wurde auf einem hölzernen Rechen, einem « Barli », über einem Feuer, das in einer Grube moderte, geröstet. Der Mann, der die Arbeit besorgte, durfte kein Wort sprechen. Sogleich hätte die ganze Mühe der Erntearbeit in Rauch aufgehen können. Daneben standen schon die Frauen bereit, die gerösteten « Buschele » auf der « Rätsche », der Flachsbreche, um die Wette zu kätzeren und krätschen. Hierauf kam das Gerätschte in die Mühle, i d' Ribi, um es von den Klimmen zu befreien und weich und

geschmeidig zu machen. Dann traten die Hächler an die Arbeit. Sie zogen die Flachsbüschel durch eine Art eisernen Kamm, der auf einer Bank befestigt war. Nun war das « Wärch » zum Spinnen bereit. Man unterschied je nach der Feinheit: « Rista », für Hemden und Tischtücher, « luteri Unspunna » für körnige Bett- und Handtücher, « Unspunna » für die Zwilchkleider, die biegsam waren wie Hirschleder und dauerhaft wie eine gegerbte Eselshaut.

Nach angestrengter Arbeit läuteten schließlich die Kilbiglocken ins Haus. Der Martinstag wurde zum Hausfest, wobei vor allem die erlesene Kochkunst der Hausfrau einen Triumph feierte.

Nun mahnt die Spaltenenge, daß man mit der Plauderei, die noch mit manchem Bild des gesunden, starkmütigen Volkes erweitert werden könnte, Silvester halte.

Wir wollen schließen mit jener Sitte, die das Feuer als Symbol erfragte für die eheliche Zukunft. Die Jungburschen stemmten oft in der Silvesternacht einen beidseitig gespitzten Stock mit einem Brette gegen ihre Kammertür. Zwei Genossen trieben dann diesen mit einem Seil um die eigene Achse, indem sie wechselseitig an den Enden zogen. Rauchte und qualmte die angebohrte Stelle, so war das für den Jungmann ein übles Zeichen, daß ihn Untreue hinterging. Sprühte hingegen eine helle Flamme auf und ließ sich während eines halben Vaterunsers ein hübsches Loch in die Türe bohren, dann war seine Werbung von Treue umhegt und die Zukunft leuchtete hoffnungsfroh.

Aus « Schweizer Volksleben »
Verlag Eugen Rentsch, Erlenbach/Zürich

Mein Freiburg

Mein Freiburg, gute, alte, liebe Stadt,
Die hundert Kirchen und Kapellen hat,
Wer jemals deinen Boden hat betreten,
Nennt dich ein Kleinod unter allen Städten.

Geboren aus der Zeit von Sturm und Drang,
Da Ritters Schwert und Ritters Harfe klang,
Hast du als Bollwerk für und für gegolten,
In Glauben, Treu und Ehre unbescholten.

Gebettet in ein tiefes Felsental,
Umhegt von kühner Mauern Wehr und Wall,
Im kühlen Grund des Flusses Wasser rinnen ;
Es blitzen auf der Höh' der Türme Zinnen.

Gestaffelt und gestuft lehnt Haus an Haus
Und wächst als Ganzes aus dem Fels heraus,
Mit Straßen, Gassen, Markt und Park dazwischen,
Mit Brunnen, Blumen, Heil'gen in den Nischen.

Gegründet auf der Zünfte Bürgertum
Erstarktest du durch Not und Kampf zum Ruhm ;
Und Reichtum bracht' der Fleiß vom Schmied und Weber :
Die weite Welt war Nehmer, Gott war Geber.

Gebaut hast du mit meisterlicher Kunst,
Als weisen Dank für eines Himmels Gunst,
Aus grauem, sprödem Steine unserer Grüfte
Ein gotisch Münster, ragend in die Lüfte.

Geblieben bist du noch die brave Stadt,
Die hundert Kirchen und Kapellen hat.
Es halfen Schulen deinen Geist entfalten ;
Und Gott wird künftig auch dein Glück verwalten.

Schollentreue

« Meinrad ! Meinrad ! »

Die Mutter rief mit der hohen Stimme und der gezierten Aussprache, in denen sie immer redete, seit die Frau Professor und ihr Töchterlein zu den Sommerferien im Hause weilten.

Den 14jährigen Buben ärgerte dies Vornehmtun der Mutter. Obwohl er seinen Namensruf gehört, gab er nicht Bescheid. Er ahnte gleich, daß es wieder irgendeinen Dienst zu verrichten gab für das Herrenvolk. Und weder das eine noch das andere mochte er leiden.

Eben war er in den Kuhstall getreten, um dem Vater beim Melken zu helfen. Beim ersten Ruf schnallte er schnell den Melkstuhl um, ergriff den Milcheimer und setzte sich pfeifend unter die « Blösch ».

« Mein-raad ! Mein-ra-a-d ! »

« He ! » schrie endlich der kleine Küher, daß es durch den niedern Stall tönte.

« Ah bah !, so lärmen » brummte der Vater, der irgendwo zwischen den Kühen molk.

Ein Schatten verdunkelte den Gang und Mutters Stimme fragte : « Meinrad, bist du da ? »

« Was ist ? » machte der Bub und ließ die ersten Milchstrahlen geräuschvoll in den Eimer spritzen.

« Du mußt mit dem Fräulein in den Wald, Erdbeeren suchen. »

« Ich hab hier gerade angefangen », wollte sich der Bub ausreden.

« Ist der Vater nicht da ? » forschte leise, aber erregt die kleine bewegliche Frau und fiel dabei aus ihrer gesuchten Redeweise.

« Ah bah » 'Spiegel', still mit dem Schwanz ! » mahnte der Vater seine Kuh und enthob den Buben der Antwort.

« Du mußt gehen, Meinrad », sagte die Frau in ihrer sieggewohnten Art. « Der Vater milkt nachher die Kuh gleich fertig. »

Der Bub kam lässig heraus und wollte sein Tröpfchen Milch in die Kanne gießen, die vor dem Stalle stand. Aber die Mutter hielt ihn auf: « Jesses, wie du aussiehst, ganz verkühert! Das Mädchen wartet da draußen. Geh zur hintern Stalltüre hinaus. Und dann zieh flink die Sonntagshosen und die Bluse an. »

Meinrad stand verblüfft neben der Mutter und sah sie mit klaren Augen an. Dann legte er das Milchzeug weg und gehorchte ohne Widerrede. Nur auf seinem rundbackigen, frischen Gesichte straffte sich ein unwilliger Zug.

Als der Bub draußen war, kam der Vater, um die « Blösch » zu melken. Der Mann war nicht größer als die Frau. Die Arbeit und wohl besonders das Kühern hatten seinen Körper gebeugt, aber auf dem glatten, klugen Gesicht zeigte sich keine Erdschollenhärte.

« Früher hat man auch im Werktagskleid Erdbeeren gefunden », sagte er gelassen.

« Ah bah! Hans Josi, ich mag nicht hören. Immer hast du zu brummeln, wenn der Bub für die Herrschaft etwas tun soll. Und wer weiß, wozu ihm das noch nützen kann? Und dazu lernt er doch die feinen Manieren. Nur als Bauernlappi kommt man heutzutage nicht so leicht mehr durch die Welt. »

« Ja, es braucht die feinen Manieren, um all die Wirtshäuser und Zuchthäuser zu füllen. »

« Ach Jesses, wie du redest! Man sieht, daß du nie in der Welt draußen gewesen bist. »

« Wieviel Milch brauchst heute abend? » lenkte der Mann ab. Er merkte, daß jetzt wieder eine Standrede über das glückliche Stadtleben gefolgt wäre.

« Du kannst heute einen Liter mehr herüberbringen, der Herr Professor kommt heute abend », entgegnete weich die Frau. « Und dann, wenn du gemolken hast, komm in die Küche, ich hab' noch eine Pastete für dich an die Wärme gestellt. »

« Hmmh! Ich komme dann! » Die runde Frau schwenkte mit leicht drehender Bewegung hinaus.

Der Mann stemmte seinen Kopf fester gegen die Kuh und im gleichmäßigen Ziehen und Geräusch des Melkens spann er seine ebenso bedächtigen Gedanken. Er besitzt wirklich ein gutes Frauchen. Ein Musterfrauchen! Nur von den verrückten städtischen Ideen hat sie ein wenig zu viel. Das ist auch ihr einziger Fehler. Und der kommt noch

von der Zeit her, da sie bei Professors drinnen in der Stadt Köchin war. Zwar nur zwei Monate, aber schon genug, um von den feinen Manieren angesteckt zu werden. Zum Glück war er, der Bauernlappi, doch noch schlauer und hatte gemerkt, daß die Stadtluft dem Rösi den gesunden Sinn verdarb. Und da hatte er, obwohl die erhofften 6000 Franken im Sparkassabüchlein noch nicht ganz voll waren, Knall und Fall das Gütlein mit den zwei Dutzend Jucharten erworben und dann gleich die Rösi als Hausfrau an die frische Luft gesetzt.

Und sie waren vorwärtsgekommen, er hatte geschafft und gespart, und Rösi war eben ein gutes häusliches Mütterchen. Der Hof lag schuldenfrei, und die Zahlen im Kassabüchlein prahlten alle Jahre ganz anders als die bescheidenen Ersparnisse des Knechtslohnes. Und dann hatte ihnen Gott einen « Buben » geschenkt, einen « Buben », gerade so, wie man ihn wünschen mochte. Gesund, brav, geschickt in der Schul' und im Hause und folgsam aufs Pünktlein ! Ja, man konnte Freude an ihm erleben. Und was ihn am meisten freute, der Bub hatte Lust und Liebe zum Bauernstand. Wenn ihn nur Rösi mit ihren Ideen, daß er studieren müsse, nicht auf diese Abwege brachte. Dann sollte er Großbauer werden. Einen Hof wollte er ihm kaufen für zwanzig bis dreißig Kühe. Potz Millionenwetter, wäre das eine Freude, den Meinrad da wirtschaften zu sehen ! Dann wollte er, der Alte, noch frisch wieder dienen und werken. So hatte das Leben Wert und Freude.

Je mehr die Milch im Gefäß wuchs und aufschäumte, um so mehr schwoll auch das väterliche Herz in Stolz und Wonne.

« Geht nicht gerade in die größten Dornen hinein », ertönte vor dem Hause die helle Stimme der Frau Rösi. Die Hausmutter mahnte damit ihren Buben und das Professorstöchterlein, die beide auf dem schmalen Weglein der Hausmatte dem nahen Wäldchen zuschlenderten. Die Kinder gaben keine Antwort mehr. Die Mutter aber verschränkte wie in Andacht ihre Hände und sah beiden versonnen und träumend nach. Wie groß die beiden schon sind. Ja, potztausend, so groß wie sie. Es könnte fast ein Pärchen sein. Vor diesem Gedanken erschrak jedoch die rechtschaffene Frau und schnell dachte sie hinzu : « Nein, nein, sie sind doch zu jung. Ihr Bub ist am vierundzwanzigsten Christmonat erst vierzehn, und das Mädchen – ja, das mochte die gleichen Jahre zählen. Aber ein vornehmes Kind ist Ottilie schon, und ein hübsches, fast zu hübsch, um mit ihrem Buben zu gehen. Ach nein, Meinrad ist doch auch ein schöner Bub !

So ein runder, rotbackiger Kopf, ihr wie aus dem Gesicht geschnitten, die Leute sagten es alle. Und dazu Vaters dunkelgraue, kluge Augen und sein schwarzes Haar. Die Kleidung machte Ottilie so anmutig und reizend schön. Das kurze kornbraune Kleid mit dem blauen breiten Band und der weiche Hut. Oh, wenn der Bub Herrenkleider trüge ! ?

Die Bluse, die er jetzt trägt, ist schon ordentlich verwaschen und wird ihm zu klein, und die Hosen sind grob, starker Halblein ist's. Und – wahrhaft, er hat nur wieder sein altes Küherkäppi auf dem Kopf. Ach, ach, sollte sie ihn nicht zurückrufen ?

Die ganze kleine Gestalt der Frau bewegte sich in Unruhe.

Nein, mochte er jetzt noch als Bauernbub laufen. Aber dann in der Stadt ! Da sollte er Pumphosen tragen und einen dunkelblauen Rock mit einem Schlitz hinten, so wie des Professors Söhne ihre Röcke trugen, genau so.

Studieren mußte der Meinrad. Ganz sicher ! Der Lehrer rühmte ja immer, wie der Knabe so gelehrig und folgsam sei.

Oh, welch ein Glück! Wenn der Bub, der Meinrad, einmal Oberamtmann, Notar, Doktor oder gar Pfarrer würde. Jesses, welch ein Glück !

Nur ein bißchen zu wenig Leben hat er. Wenigstens dann, wenn er bei dem Herrenvolk ist. Wie Ottilie so leicht und stolz dahin geht, und wie sie ihren Kopf nach allen Seiten herumwirft wie ein Singvögelein. Das Krüglein schleudert sie gewiß noch fort. – Wie leicht könnte da der Henkel lassen. – Aber, wie Meinrad davongeht, viel zu schnell, das Mädchen bleibt zurück.

Wieder geriet die sorgliche Frau Mutter in eine ungehaltene Erregung. Sie hätte als Schutzengel neben ihrem Buben schweben mögen und ihm einflüstern. Sie sagte halblaut, was sie sagen würde : « Meinrad, lauf doch gerade auf ! Geh doch nicht so rasch ! Sag doch ein Wörtchen zum Mädchen. Genier dich doch nicht, Meinrad ! Ach ja, so ... »

Meinrad hatte sich in diesem Augenblick umgewendet. Lange war er in Unwillen und Mißmut geradeaus gestolpert. Ein feiner veilchenartiger Duft belehrte ihn, daß Ottilie hinten nachkam. Auf einmal verlor er den süßlichen Geruch. Er meinte, sie folge nicht mehr, und sah sich um.

Ihre dunklen Blicke trafen sich. Das Mädchen folgte doch, nur etwas weiter zurück. Der Bub schlug sogleich seinen geraden Weg wieder ein. Mit einem einzigen Streifblick hatte er die ganze sonntägliche Gestalt des feinen, fremden Mädchens umfaßt, und die überlegene Sicherheit, die ihn aus ihren Kirschaugen traf, ließ ihn kehrtmachen. Daß er mit

solchen Stadtleutchen laufen mußte, ah ! Er errötete und drückte verlegen die Fingernägel in die Handballen.

Dann ging er doch langsamer, reckte sich ein wenig und sah mit heißen Augen in die klare Zitterluft.

Eine Elster wippte in schnellem Fluge vor ihnen weg dem Walde zu. Der Bub sah ihr nach, bis sie im grünen Waldmeer untertauchte.

Hätte er doch ihre Flügel ! Wie wollte er sich flink in die Luft schwingen und sich in den tiefsten, einsamen Wald werfen. Und ...

« Hat's viel Erdbeeren da drüben ? » fragte unvermutet das Mädchen hinter ihm.

« Ja, ... viel », würgte der Bub erschrocken heraus.

Dann gingen sie wieder schweigend weiter.

Beim Wäldchen wollte das Mädchen in die dichten, dornenumschlungenen Tännchen einschwenken. Meinrad erinnerte sich der Mahnung der Mutter und sagte : « Wir müssen da rechts hinauf. »

Ottilie sah den Führer kurz an, kräuselte spöttisch den kleinen Mund und schweifte hochmütig an ihm vorbei in die Stauden.

Sie ist zornig, dachte Meinrad und meinte, er müsse doch etwas sagen : « Es hat hier oben am meisten ... Der Wald wurde vor drei Jahren geschlagen. Nun ist's ein rechter Erdbeerschlag. »

« Du bist ein eigener Bub », lachte das Mädchen hell darauf.

« Warum ? » stieß Meinrad hervor, flammend rot geworden.

« Ha, weil du dich genierst vor mir. Das käme in der Stadt nicht vor. »

« So ! » machte der Bub und streifte verlegen die Blätter von einem Buchenzweig.

« Ha, da sind die Leute anders und – die Buben auch. »

« Frecher ? ! »

« Hihi ! Das ist lustig ! Nennen die Bauern Höflichsein Frechsein. »

« Wir nennen jedes Ding beim richtigen Namen, so, wie's ist und was es bedeutet. » Dem Buben wuchs der Mut, es ging um seinen Stand.

« Aha, jetzt ist der Bauer erwacht », spottete das Mädchen.

Meinrad erwiederte nichts. Es wurde ihm unbehaglich. Er hätte davonlaufen mögen. Er drückte sich etwas vom Mädchen weg.

In überreicher und reifer Menge glühten die Erdbeeren aus dem Gelbgrün der Gräser und Blätter. Sie schienen einander in ihrer stolzen Fülle den Rang streitig zu machen, von Menschenhänden gepflückt zu werden. Es gab große rote Beetchen zwischen den kurzen Tännchen und dem Wuchergebüsch.

Der Knabe pflückte still und rasch. Er dachte : Je eher das Krüglein voll ist, desto eher bin ich von dem vornehmen Plagegeist befreit.

Das Mädchen stürzte sich mit lautem Entzücken auf jedes neuentdeckte Beetchen. Und dann schwatzte es dies und das, redete zu den Beeren, bald bedauernd, bald lobend. Bei einem plötzlichen hohen Jauchzer des Mädchens hob wohl auch Meinrad seinen dunklen Haarschopf und blinzelte zum unruhigen, lichten Blondkopf hinüber.

Wie eine Biene, nein, wie eine Hummel ist sie. Da schießt sie schon wieder auf und wirft sich an einem andern Orte nieder. Wie sie nur immer so singen und summen mag. Ein rechtes Stadtkind ! So ungeniert, puh !

Dem Buben verleidete das Sammeln. Er schlich weiter weg. Auf einer fallenden Waldblöße setzte er sich platt ins Moos, mit dem Rücken gegen einen halbverfaulten Baumstrunk.

Es ging gegen Abend. Aber noch brüteten Sommerlicht und Sommerstille erschlaffend zwischen dem Jungholz. Voll brannten die Strahlen dem Buben ins unbeschattete Gesicht. Sie störten ihn in seinen Träumen nicht. Er kniff nur ein wenig die Augen zu. So ging es noch besser, lieben Gedanken nachzuhangen.

Wenn er jetzt hätte daheim bleiben können, hätte er zwei Kühe gemolken, und der Vater wäre längst fertig mit Füttern. Und jetzt wäre er dran, das Ablaufgräblein vom Brunnen wieder einmal auszuputzen. Und dann hatte er noch im Plan gehabt, dem Rind die Hörner hinten an den Spitzen ein wenig zu schaben, damit sie schön nach vorn wachsen sollten. Jetzt war der Tag vorbei, und da war nichts geschehen. Das ist doch nur für die Städter, an einem Werktag in den Erdbeeren zu faulenzen.

Eine Amsel begann zu singen. Der Bub entdeckte sie unten in der Tiefe auf der Spitze eines schlanken Tännchens. Ihr ganzer schwarzer Körper zitterte vor Erregung, und der gelbe Schnabel blitzte wie ein goldenes Scherchen. Den Schluß der Singstrophe schnitt sie so kurz, fein und scharf ab, wie es singt, wenn man ein Seidenband entzweischneidet, riitsch !

Der Bub öffnete im aufmerksamen Lauschen sogar den Mund. Oft und gern hörte er der Amsel zu. « Die schwarze Diodolüd ... », hieß er sie. Zwei dieser Namen hatte er ihrem jubelnden Gesange entlehnt.

« Meinrad ! Meinrad ! » Das Mädchen rief hoch und hell, mit einem Amselstimmchen. Meinrad schluckte erst und dann gab er Bescheid : « Hoho ! »

Da brach Ottilie schon jauchzend durch die Stauden und warf sich dicht neben ihm in die Knie.

« Ich habe gleich alle gegessen », lachte sie, « Und du hast das Krüglein wohl schon voll ? »

Er schüttelte den Kopf und sah scheu in ihr überhitztes Antlitz. Sie beugte sich über ihn und sah in sein Geschirr.

« Du warst fleißig », lobte sie, ohne ihre Lage zu ändern. « Wo schaust du nur hin ? Bist du böse wegen vorhin ? »

« Warum ? »

« Nun, weil du so ein Gesicht machst wie sieben Tage Regenwetter, oder sagt ihr nicht so : wie sieben Tage Regenwetter ? »

Sie sah ihn keck an ; in ihren Augen spielte der Schalk. Meinrads Blick hing beklommen an der Amsel.

« Aber, wo schaust du denn immer hin ? » Sie folgte seinen Blicken. « Hu ! Bist du in die Krähe verliebt ? »

« Krähe ? » stutzte Meinrad.

« Was schaust du mich so verwundert an ? Das ist doch eine Krähe ? »

« Dies dort, das so schön singt ! » zweifelte der Knabe.

« He ja. Der schwarze Vogel dort auf dem Baum. »

« Krähe ? Baum ? » staunte Meinrad. Er glaubte erst, Ottilie rede im Spaß, als ihm aber der Ernst in ihrer Stimme und im Gesichte das Gegenteil bewies, fühlte er sicheren Boden unter den Füßen. Das Mädchen kannte nicht einmal den Vogel und den Baum ? Ein gescheites Stadtkind und das nicht wissen ? Er stemmte sich rückwärts auf seine Hände, neigte im Bewußtsein seiner Sicherheit leicht den Kopf und sagte herzhaft : « Eine schöne Krähe das ? »

« Was denn sonst, doch kein Spatz nicht ? »

« Gibt's in der Stadt nur Spatzen und Krähen ? » Ein heiterer Schein flog über sein Gesicht.

« Da sind die Menschen die Hauptsache und nicht die Vögel. »

« Bei uns auch, aber deswegen haben wir gleichwohl Freude an allem Schönen. »

« Und in der Stadt ? ! – Da weiß man, was schick und schön ist ... Ist der Vogel dort denn schön ? »

« Man muß ihn nur genau ansehen und singen hören. Keiner singt wie der. Horch. »

Sie betrachteten beide die Amsel und lauschten schweigend dem weichen Wohlklang und dem Schmelz der Stimme. Auch der verwöhnte

Sinn des Mädchens wurde davon berückt, nur mochte es dem Bauernbuben gegenüber nicht zugeben, daß das Land etwas über die Stadt habe.

« In der Stadt hört man noch ganz anderen Gesang. »

« So ! »

« Im Theater und im Kasino. Wenn da die Künstler singen, da fliegen die Stimmen anders hinauf und hinunter ! »

« Ja, die Menschen », pflichtete der Bub bei. « Aber so frei und leicht wie die Vögel können sie's doch nicht. »

« Du weißt nichts ! Du hast es nicht gehört. »

« Ich denk es mir ». Jede Schüchternheit war verflogen. Schweiß stand ihm vor innerer und äußerer Hitze auf dem geröteten Gesichte. « Da, zwischen den engen kalten Mauern kann man doch nicht so frisch singen wie draußen. Wenn man einen Vogel einsperrt, singt er lange nicht mehr so herrlich. »

« Das wollt' ich doch sehen. »

« Die Menschen und Tiere brauchen die Freiheit, wie die Bäume Luft und Licht. Ich wollte wetten, die Amsel singt in der Gefangenschaft gar nicht. »

« Du redest fast wie ein Professor. – Und du meinst, eine Amsel sänge in unserer Stube in der Stadt nicht ? Wo es doch hundertmal hübscher ist als im finstern Wald und im Winter herrlich fein warm. Wir haben Zentralheizung. – Wissen Sie, was das ist, Zentralheizung, Herr Professor ? » Sie kugelte sich vor spöttischem Lachen.

Er wußte es nicht genau ; es war ihm auch gleich. Er bedauerte nur die gefangene Amsel. « Das wäre ein armes Tierchen trotz der Teufelsheizung », sagte er ernst. « Man sollte die Leute auch einsperren, die so etwas tun. »

« Ach, das ist langweilig und dumm, über Vögel zu streiten. Mein Vater würde dir das schon alles auslegen. – In der Stadt allein ist Leben, das Land ist langweilig ! – Jupp. »

Das Mädchen sprang auf. « Nun haben wir noch nichts gefischt. Ich habe kein Beerlein im Krug. Du bist da freilich fleißig gewesen. » Sie stand dicht neben dem liegenden Knaben und schielte bald auf ihn, bald auf sein Krüglein.

Da reichte Meinrad dem Mädchen das Gefäß.

« Darf ich sie haben ? »

Der Bub nickte und sah sie nicht an.

« Das ist fein. – Du bist doch ein lieber Bub ! » erklärte das Mädchen ganz frei und näherte sich ihm.

Meinrad schämte sich und machte sich wieder daran, Erdbeeren zu suchen.

Aber Ottilie wich nicht von seiner Seite. Wo er sich niederließ, da kauerte sie gleich neben ihm, haschte ihm neckend die Beerlein von den Fingern und lachte und plauderte in einem fort. Dem Buben wurde es zum Davonlaufen unbehaglich. Dies ungenierte Stoßen und Streichen an seinem Körper mochte er nicht leiden. Sein Kopf glühte. Er suchte nach einer Ausrede, sich ein wenig beiseitezumachen.

« Ah, jetzt fällt mir noch etwas ein. Ich will noch einen Geißelstock schneiden », sagte er laut.

Er klaubte ein großes altes Messer aus der Tasche und lief nun suchend im Kleinwald herum.

Das Mädchen pflückte weiter. Als Ottilie den Buben nicht mehr sah, rief sie nach ihm und blieb stetsfort an seiner Seite.

Nun mußte er sich doch zu einer Wahl bequemen. Damit kein Schaden entstehe, schnitt er ein verwachsenes, spitzenloses Tännchen an.

Absichtlich arbeitete er langsam ; heimlich freute er sich, daß dies Stadtkind nicht merkte, wie wenig das Mutztännchen sich zu einem Geißelstock eignete. Ottilie stand dicht neben ihm und sah aufmerksam zu.

Da, bigg, kling !

« Was gibt's ? » Das Mädchen beugte sich vor.

« Die Klinge gebrochen », sagte Meinrad ruhig und sprang jäh auf. Sie hatte sich gegen ihn gedrängt, um den Schaden zu besehen, und ihr Seidenhaar berührte dabei sein Gesicht. Wie haßte er dies Zudringliche!

Sorglich legte er die Teile des beschädigten Messers in die Tasche.

« Was willst jetzt noch damit, es ist ja kaputt ? »

« Zum Messerschmied. Der bringt's wieder zusammen. »

« Hält das ? In der Stadt würde man so altes Zeug wegwerfen. Es wartet in den Läden immer genug Neues, das gekauft werden will. »

« Das kostet alles viel Geld. »

« Was ist das Geld, Geld ! ? Darnach fragt man gar nicht. Wenn man's kaufen kann, kauft man's, so einfach ! »

Der Bub sah sie mit großen, unverständlichen Augen an.

« Wir müssen heim, die Sonne geht unter. »

« Dein Krüglein ist nun fast voll », bemerkte der Bub.

« Ach, das ist doch egal. Und wenn jetzt gar nichts drin wäre. »

Meinrad glaubte aus ihrem Schmollen und dem verächtlichen Blick, den sie den Früchten gab, zu lesen, daß sie bedauere, das Geschirr nicht bis oben gefüllt zu sehen.

So trat er ohne weiteres hinzu und schüttete seine letzten Erdbeeren obenauf.

Das Mädchen stand eine Weile mucksstill und beobachtete das Geschenk. Dann hielt es sein Näschen darüber, neigte leicht das Köpfchen gegen den gütigen Spender und sagte schelmisch : « Riechen sie nach Stall ? »

Meinrad begriff sofort. Unwillkürlich besah er sich die Hände und roch sogar daran. Das Mädchen lachte hellauf. Der Bub aber wurde in aller Verlegenheit doch zornig : « Wirf sie weg, wirf sie weg ! Wir sind so sauber als die Städter. »

« Sieh, jetzt ist er gestiegen », blitzte das Mädchen. « Das ist doch Spaß, nur Spaß ! – Wir wollen heim ! »

Das Abendrot leuchtete als ein breites Rosenbeet im Westen. Wie ein süßer Duft schwebte ein milder Abglanz über dem Lande. Das Mädchen in seiner Lebhaftigkeit und den aufgelösten Goldhaaren und der dunkelköpfige, bedächtig schreitende Bub glichen so, wie sie jetzt aus dem Walde in den Abendschein traten, wahrhaft zwei Märchengestalten.

Das Mädchen ging diesmal vorweg. Es hüpfte und tänzelte auf dem schmalen Weglein und schwenkte lässig das Krüglein, daß Meinrad jeden Augenblick meinte, jetzt leere sie alles aus. « Wenn sie's nur ausschüttet ! Wie sie das vom Stallgeruch an den Beeren verächtlich sagte. Ich war ein Esel, sie ihr zu schenken. »

Wieder zog er seine Hände aus den Taschen und besah sie. Nein, sauber waren's ! Vielleicht so ein kleines Gerüchlein, aber keine Fliege vermochte das anzulocken.

Er blies unwillig und böse die Backen auf.

« Ah, Papa ist da, hoho ! »

Ottilie sprang leichtfüßig gegen das Haus zu.

Meinrad sah auf.

Ein schwarzgekleideter Herr stand mit einer Dame, Ottiliens Mutter, und mit seiner Mutter vor dem Hause.

Man hatte die beiden Kinder entdeckt. Der Herr schritt dem Mädchen mit ausgebreiteten Armen entgegen. Puh ! Wie das Mädchen dem Manne in die Arme flog und an ihn hinaufsprang, wie ein Hündchen. Uff ! Wie der Vater das große Kind hätschelte, halb in den Armen trug und

ihm sogar das Erdbeerkrüglein abnahm. Meinrad überlegte, ob er ihnen nicht ausweichen und durch die Matte hinters Haus schleichen sollte.

Schon tat er einen Schritt ins Gras, da bemerkte er seiner Mutter winkende Hand. Nun mußte er hin.

Langsam, verlegen schritt er näher.

« Guten Abend », grüßte er schüchtern und lüpfte sein Küherkäppchen. Mit flüchtigem Blick streifte er die Herrschaften und wollte sich dem Stalle zuwenden. Da verfingen sich seine Augen wieder in den gebietenden Blick seiner Mutter. So wartete er still.

« Ah, da ist ja dein Beschützer, nicht, Ottilie ? » fragte der Professor, indem er auf den Buben zukam.

« Meinrad ! » rief das Mädchen mit hohem Spottruf und lachte herzlich.

Wie der Bub die feinen, kalten Hände des Professors in den seinen spürte und dabei Ottiliens lustige Schelmenaugen ihn trafen, dachte er gleich an ihre spitzige Frage über seine riechenden Hände. Dabei wurde ihm schier übel.

« Ein feiner Bub, Frau Rösi, gratuliere ! » sagte der Professor.

« Und tapfer ist er », sprudelte Ottilie, « denk' Papa, er hat heute im Walde sein Messer zuschanden gemacht. »

« Welches Untier hat euch denn bedroht, Herzchen ? »

« Oh, ein riesengroßes ! » lachte das Mädchen und kuschelte sich an den Vater.

Der Bub sah die Kleine groß an, aber die lachte nur noch kecker. « Und gescheit ist er, Papa, – er philosophiert. Weißt, was er sagte ? Na, wie sagte er doch das ? – Ah, die Freiheit der Menschen ist Luft, sagte er . »

« Nein », stotterte der Knabe in das herzliche Lachen des Professors.

« Na, wie denn ? » fing Ottilie gleich wieder an. « Also meinetwegen auch umgekehrt. Aber das ist doch ganz egal, Meinrad. Die Hauptsache ist, daß du etwas Großes geredet hast. »

Dem Buben brannten die Augen. Er schloß sie einen Augenblick, und da führte ihn sein beweglicher Sinn von der beißenden Wirklichkeit fort. Er hatte von der Prärie gelesen, und nun tummelte er darauf sein flinkes Pferd und trieb seine Kuh- und Ochsenherde zusammen und warf seinen Lasso dem stärksten Stier geschickt um die Hörner. – Was – sagte da die kleine Hexe wieder ? « Aber lieb und lustig ist er doch auch, Papa », sagte das Mädchen. « Er hat mir alle Erdbeeren geschenkt und – hihi, hat gemeint, eine Zentralheizung sei eine Teufelsheizung. »

« Hat was, hat was », lächelte der Professor gütig.

« Aber du bist ein Plappermäulchen, Tillchen. Meinrad wird dir böse. »

« Das kann er nicht ; er hat ja alle Tugenden. »

« Pst, Kindchen ! » Der zärtliche Vater drückte ihr Gesichtchen an sich.

« Du, Meinrad, du solltest studieren, du kleiner Philosoph ! »

Der Knabe erschrack, wie ihm der Herr Professor die Hand auf den Kopf legte. Er war schon wieder in seinen Träumen gewesen und hatte eben die Tiere in seine Riesenfarm getrieben und schritt nun, mit der Reitpeitsche an die Stiefel klopfend, durch die Ställe.

« Ihr Söhnchen muß studieren, Frau Rösi. Das Land bringt immer frischen Zugwind in die oft schlaffen Segel der Wissenschaft. »

« Ja, es wäre uns schon recht » – sagte Meinrads Mutter und lächelte mit ihrem ganzen mütterlichen Stolz.

« Hättest Freude daran ? »

Meinrad schüttelte heftig verneinend den Kopf.

« Nun, die Freude kommt erst recht, wenn man mittendrin sitzt. »

« In der Schule ist er immer der Erste », rühmte die Mutter.

Den Buben trieb dieses Lob zu flammender Röte.

Er war froh, daß nun die Erwachsenen unter sich in ein reges Gespräch kamen. Er schlich gemächlich weg in den Kuhstall. Wie er da die Türe hinter sich zutat, atmete er auf, und seine Glieder bekamen Leben. Er schlenkerte frei die Arme, hob den Kopf und nannte im Vorbeischreiten alle die Kühe mit Namen.

Dann ging er zum Stalle hinaus. Hinter dem Hause am Brunnen wusch er sein Gesicht und die Hände von der Glut, die ihm im Kopfe brannte, und dachte dabei : « Wie das Mädchen schnabeln kann und die Sachen verdrehen. Aber die hat dich zum letztenmal zum Narren gehalten, die kleine Stadthexe, die ! »

Er trocknete das Gesicht nicht ab. Nun war ihm erst wieder wohl. Aufrecht und leicht schritt er unter den dichtlaubigen Obstbäumen der hintern Hausmatte. Er wollte zum Messerschmied.

« Mein-raad ». Der Bub zuckte zusammen und ließ beinahe das Messer fallen, das er eben beaugenscheinigte.

Er kannte Ottiliens Stimme. Wie sie wieder rief, so fein, so zimperlich und dumm, so « Main-raad », puh !

Er verzog verächtlich das Gesicht, ging unentwegt weiter und setzte sich dann jauchzend in Trab.

* * *

In dieser Nacht konnte Meinrad lange nicht einschlafen. Er lag auf dem Rücken, die Hände unter den Kopf geschoben und starrte mit großen wachen Augen in die unendliche Finsternis, die eine mondlose Nacht in die Kammer drängte. Kein Geräusch brach die Schwere der Nacht.

Nur in der großen Wohnstube nebenan gingen leise und ruhig die Stimmen der Eltern, wie jeden Abend.

Meinrad aber sann. Das Erlebnis mit dem Mädchen summte ihm durch den Kopf.

Wie ungeniert hatte sie sich an ihn gedrängt. Der Bub erschauderte in einem unangenehmen und widerlichen Gefühl. Und wie sie so fein und zierlich mit ihm umging und redete und lachte und ihn doch vor ihrem Vater wieder aushänselte. Und dann die Geschichte wegen den unsaubern Händen, pfui, nein, die Prinzessin konnte ihm gestohlen werden !

Meinrad warf sich unwirsch auf die Seite.

« Ah bah, ah bah ! Das ist doch dummes Zeug. Bauer soll der Meinrad werden, das ist noch immer das ehrlichste Geschäft. »

Der Vater redete plötzlich so laut da drüben. Meinrad hatte jedes Wort verstanden. Er saß im Bette auf und horchte gespannt. Man hatte in der Wohn- und Schlafstube der Eltern noch Licht. Durchs Schlüsselloch schnitt ein schmaler Strahl das Kammerdunkel.

« O du ! » antwortete die Mutter leiser. « Was weißt du von der Welt ? Du meinst, da draußen sei alles schlecht, weil die Leute geschult sind. Der Herr Professor sagt doch immer, echte Bildung mache echte zufriedene Menschen. Du hast das ja selbst schon von ihm gehört. Und er meint auch, der Meinrad solle studieren, er sehe intelligent aus. »

« Ach was, ich pfeif' dir doch auf den Herrn Professor. Intelligent aussehen, macht noch nicht alles aus. Das ist natürlich, daß er fürs Studieren ist, so gut ich für gute Milchkühe bin ; das ist nur in seine Tasche gearbeitet. Die studierten Herren sind mehr aufs Geld versessen als ein Schuldenbauer. Wie könnten sie's sonst so nobel geben und monatelang in den Ferien hocken ? »

« Jesses, Hans Josi ! Schäm dich doch, vom Herrn Professor so zu denken. So hast du doch noch nie geredet. »

« Ich glaub' unser Bub ist es schon wert, daß man beizeiten redet. »

« Es müssen doch die studieren, die das Talent, die Gesundheit und alles dazu haben. Die Frau Professor sagt das auch. Und dann wollen

ihn Professors zu sich nehmen, da ist er ja gut aufgehoben, und wir dürfen ohne Kummer sein ; das hat mir die Frau Professor versprochen. »

« Ja, die es vermögen, sollen studieren. Schau, Rösi, jetzt haben wir unser Lebtag schwer gearbeitet und was zusammengebracht. Und das, damit wir unserem Buben was in die Hand geben können und er ordentlich durch die Welt kommt. Nun will man ihn zwingen zu studieren ! Und er hat doch Freude am Bauern. Er wird jetzt tun, was wir sagen, aber wenn er größer geworden ist und ihm dann alles verleidet ? Was dann ? Einen Halbstudierten haben wir, der zu nichts mehr taugt, der seine Eltern nicht einmal mehr ansieht und dem in der ganzen Welt nichts recht geschaffen ist. Es ist das größte Unglück, einen zu einem Berufe zu zwingen. Man hat da Beispiele genug. »

«Jesses, wie du redest, Hans Josi! Unser Meinrad ist doch nicht so. Und wer zwingt ihn denn ? – Ach, es ist traurig, daß wir jetzt so hadern müssen, sonst hatten wir nie ein ungerades Wörtchen miteinander. Ach, das ist traurig ! »

Die Mutter sagte dies mit weinerlicher Stimme, und nun entstand eine lange Pause.

Meinrad atmete schwer. Er hatte die Beine hochgezogen und zitterte und gedachte hinüberzuspringen und zu rufen : « Ich werde Bauer. »

Da begann der Vater wieder, ganz ruhig und versöhnlich : « Ach, weine doch nicht. Es plagt mich ja selber, daß wir da nicht eins sind. Aber ich denke, wir überlassen dies dem Buben. Er soll werden, was er gern will. Die Hauptsache ist, er wird ein Mann. Und über eine so wichtige Sache schläft man lieber noch ein paar Nächte. Gute Nacht, Rösi. »

« Gute Nacht, Hans Josi. »

Der Lichtschein im Schlüsselloch erlosch.

Meinrad ließ sich mit einem Seufzer zurückfallen. Es schwindelte ihm. Er drückte den Kopf in die Kissen und flüsterte heiß : « Ich will nicht in die Stadt, ich will Bauer werden, Bauer werden will ich. »

* * *

Meinrad mußte doch zum Studieren in die Stadt. Die Mutter und die Frau Professor redeten ihm zu und malten ihm die Herrlichkeiten des Studierens in den freudigsten Farben vor. Der Vater schwieg dazu. Er war gegen den Buben immer gleich liebevoll und ruhig. Das brachte

Meinrad erst recht in Unruhe. War der Vater jetzt am Ende auch fürs Studieren ? Der Eltern Wille war ihm Gebot.

Da fragte Meinrad einmal den Vater, ob er denn auch wünsche, daß er Student werde ? Der Bub errötete, als er in Scheu und Spannung dies sagte. Und der Vater erwiderte : « Wenn du Lust und Liebe dazu hast, soll es mich freuen, wenn du mehr wirst als ein Bauer. Aber die Hauptsache ist, daß du ein Mann wirst und nicht vergissest, daß deine Eltern keine Herrenleute sind. Das ist die Hauptsache, Meinrad. »

Weiter sprach sich der Vater hierüber nicht aus. Die Mutter aber führte um so eifriger und sicherer ihr beherrschendes Wort.

Die Unrast und der Zwiespalt im Herzen des Buben lösten mählich eine stillergebene Unterwerfung aus.

Doch sah er mit beklommenem Herzen zu, wie seine Mutter den Koffer packte und ihm einen Pack Schokolade und die schönsten und größten Gravensteiner zwischen die Wäsche schob. Vollends schwer und traurig wurde ihm, als sie halb scherzend sagte, sie werde alle Samstage, wenn sie in die Stadt zum Besuche komme, ein paar Gravensteiner mitbringen. Zu essen habe er bei Professors genug und auch alle Tage Dessert. Aber es sei nur, damit er etwas von daheim habe ! Kein Wort der Erwiderung brachte er heraus. Er mußte an die Luft.

Dann ging er müden Schrittes durch den Hof und wieder durch das Haus, und seine Augen blieben wehmütig an jedem Gegenstand haften. Das Kleinste, Geringste war plötzlich bedeutungsvoll geworden ; er mußte es immer wieder ansehen, berühren, und das Weh des Scheidens plagte sein Herz. Im Stalle liebkoste und streichelte er die Kühe und Kälber und hampelte seine Kaninchen, sah ihnen in die rotleuchtenden Augen und brachte es doch nicht mehr zuwege, mit ihnen wie früher zu plaudern und zu lachen.

Oft bezwang er die inneren Gefühle nicht mehr ; dann ging er durch die Matte nach dem Wäldchen und weinte sich aus.

In der Frühe eines neblichten Oktobertages brachten Vater und Mutter den Studenten Meinrad nach der Stadt. Er steckte in einer blauen, neuen Kleidung ganz nach neuestem Schnitt, mit einem Schlitz hinten im Rock und gelben doppelreihigen Knöpfen, wie es die Kollegiumsordnung vorschrieb, und saß etwas steif und gedrückt zwischen den Eltern auf dem schweren Federwägelein, das der Vater samt dem Pferd von Ammanns Franz Peter für die wichtige Fahrt geliehen hatte. Der Vater kutschierte selbst. Vorgeneigt saß er da, ließ das Leitseil lässig hangen,

hob es nur hie und da ein wenig und ließ es wieder auf den fetten Pferderücken niederklatschen, indem er dazu sagte: « Hü! » Das schwere, schwarze Ackerpferd behielt aber seinen langsamen harten Trott. Es war eine traurige Fahrt durch den Nebel.

Lange redeten sie kein Wort. Meinrad war alles wie ein schwerer Traum. Er vermochte nicht klarzuwerden. Es schien ihm, als drückte zuweilen jemand mit harten Fäusten seine Schläfen und würge ihm die Kehle.

Die Mutter tat am unruhigsten. Sie schob den beiden und besonders Meinrad immer wieder die Wolldecke, die doch gar nicht gerutscht war, über die Knie und sagte dabei: « Wenn dir etwas fehlt, so schreib nur schnell ein Brieflein, die Adresse weißt du ja, und dann kommen wir gleich herein. Alles, was du willst, bekommst du in der Stadt. » Dies große Versprechen erregte in Meinrad kein freudiges Gefühl. Die Rede der Mutter machte ihn im Gegenteil immer trauriger, und der Unsichtbare klemmte ihn an der Kehle, daß er glaubte, schreien zu müssen.

Den ganzen Vormittag verhüllte dichter Nebel das Land, und auch die Stadt lag darin verborgen.

Erst als der Huf des Pferdes hart und hohl auf dem Pflaster erklang und das Wägelchen so heftig hin und her geschleudert wurde, daß die drei auf dem Sitz aneinanderputschten, da rüttelte es Meinrad aus seiner Traumschwere auf. Aber heute mochte er das bunte bewegte Treiben der Stadt nicht verfolgen, das sonst in seinen Augen immer einen fremden, verwunderten Glanz entfacht hatte.

Vor einem großen, schönen Hause, dem ein kleiner Tännchen- und Gesträuchgarten vorlag, mit einem hohen Eisengitter gegen die Straße zu, hielt der Vater an.

Die Frau Professor begrüßte die Leute mit strahlender Liebenswürdigkeit. Ottilie jauchzte.

Das Hausmädchen, auch ein Kind vom Lande, half dem Vater den Koffer hinauftragen. Nur mit vielen Worten gelang es der Frau Professor, dem Bauer ein Gläschen Kognak aufzunötigen. Er trank es stehend und sagte in ganzer Unruhe, daß er heim müsse, um das Vieh zu besorgen.

Die Mutter und Meinrad saßen bedrückt und gezwungen bei einer Tasse Kaffee. Von der Butter, dem Käse, dem Honig, der Konfitüre und dem Kuchen rührten sie nichts an. Die einsichtige Frau Professor drang auch nicht länger in sie.

Nun kam das Schwerste, der Abschied.

Der Vater gab dem Buben kurz die Hand, nickte und sagte endlich halblaut : « Leb wohl, Meinrad. Bleib brav ! » Dann wandte er sich weg und nestelte am Pferdegeschirr herum, wo doch alles in Ordnung war.

Meinrad war bleich geworden, vor seinen Augen schienen die Häuser, die Straßen und alles, was darauf sich gleichmäßig bewegte, einen tollen Tanz aufzuführen. Er biß sich in die Unterlippe, er wollte tapfer bleiben und nicht weinen.

Da stieß ihn die Mutter an und sagte mit weicher, gehauchter Stimme : « Schreib denn, Meinrad, wenn dir etwas fehlt. » Sie unterbrach sich, schob ihm die Krawatte zurecht und angelte mit Mühe einen winzigen Staubfaden von seinem Rockkragen. Dabei berührte sie mit ihrer Handfläche seine heiße Wange.

« Ich komme alle Wochen einmal in die Stadt zu dir. Zieh dann die kurzen Hosen nur an. Und die Unterkleider auch, es wird jetzt schon kalt. – Adieu – Mein-r – »

Der guten Frau schossen die hellen Tränen in die Augen ; sie konnte nicht weiterreden. Der Vater bewegte sich unruhig auf dem Sitz des Wagens und zog absichtlich am Leitseil. Das Pferd wurde unruhig. « Höööö », sagte er zum Pferd und dann zu seiner Frau : « Komm jetzt, Rösi. »

Die Bauernfrau dankte der Frau Professor, die Meinrad die Hand über die Achsel gelegt hatte, dann nickte sie, lächelte unter Tränen, stieg neben ihren Mann, und der Wagen rumpelte davon.

Dem Meinrad hatte sich längst alles verschleiert, die Stimmen der Seinen und die seiner Gastgeber. Das Gefährt sah er nur in einer unbestimmten Masse verschwinden.

« Nun bist du auch ein Stadtbub. » Die klingende Stimme Ottiliens und ihr übermütig lachendes Gesichtlein brachten ihn erst in die Wirklichkeit zurück.

« Sei nun ruhig, Meinrad », sagte die Frau Professor begütigend und milde. « Wir gehen hinein. Du bist bei uns auch daheim. »

Den Buben trösteten diese Worte nicht, er fühlte, in der Stadt würde er nie daheim sein, nie.

Willenlos und verschämt ging er zwischen Mutter und Tochter ins Haus. Im dunklen Hausgang trocknete er Augen und Gesicht und raffte sich auf.

« Nun, Ottilie, unterhalte deinen Bruder gut und zeig ihm unser Haus. Aber sei nett. »

« Wir werden schon harmonieren », sagte das Mädchen lebhaft.

« Adieu miteinander. »

« Adieu, Mama. »

Meinrad stutzte, ging die Frau denn fort ? Nein, sie trat in ein anderes Gemach. Sagten sich die, wenn sie nur von einem Zimmer ins andere gingen, schon « Lebewohl » ?

Das Mädchen haschte nach der Hand des Buben und zog ihn eine Stiege hinauf.

In dem ersten, großen, reichen Zimmer, mit schweren Teppichen auf einem glänzend braunen Boden, den mit Blumen und Büchern belegten Tischen, dunkelroten Polsterstühlen und den farbigen, großen, goldrahmigen Bildern an den Wänden, wurde es Meinrad von neuem ungemütlich und schwer. Er wünschte fort zu können, nach dem Walde.

« Du sollst dich hier nicht genieren, Meinrad », lachte das schlaue Mädchen. « Du sollst da tun wie daheim, ganz so. Wenn es schon so pickfein ist, darf man gleichwohl herumrennen. Sieh ! » Das Kind jauchzte und hüpfte durchs Zimmer, warf sich aufs Sofa hin und brachte durch ihr Tollen den gestickten, goldgelblichen Überzug in Unordnung. Meinrad wandte sich errötend einem Fenster zu. Diese Ungezogenheit empörte ihn und gab ihm doch ein gut Stück Bauernsicherheit wieder zurück.

Da sprang das Mädchen an seine Seite und sagte : « Schau, da unten fährt das Tram vorbei. Wenn wir uns am Morgen verschlafen oder wegen Kopfweh nicht so früh zur Schule mögen, freilich, das müssen wir dann am Abend vorher verabreden, du hast vielleicht dann Bauchweh und ich Kopfweh, oder auch umgekehrt, das ist ja egal, nun, wir kommen einfach zu spät, da steigen wir hier unten in das Tram und schnurr, klingkling ! sind wir in unseren Taubenhäusern. Unser Schulweg ist der gleiche, nur hast du noch ein wenig weiter. Wenn wir zu Fuß gehen, dürfen wir nicht miteinander gehen, weißt, hihi ! Das sieht doch die ganze Stadt, daß wir nicht Geschwister sind. Und die Mädel und Buben hier kommen alle von Merklingen. Weißt, wo der Ort ist ? »

Meinrad nickte verständnisvoll auf die letzte Frage. Aber das andere verstand und begriff er nicht so ganz ; es machte ihm auch kein Kopfzerbrechen. Mochte das Mädel nur allein laufen, das war ihm so am liebsten.

« Schau mich an ! » sagte das Mädchen wieder. Der Bub wandte sein erhitztes Gesicht ihr zu. Ottilie blinzelte ihn mit geneigtem Köpfchen schelmisch an.

« Weißt du was, Meinrad ? » fragte sie.

Er schüttelte den Kopf, und seine Augen flogen wieder scheu von ihr weg.

« Ein hübscher Stadtbub bist, ganz ein hübscher. Der Rock sitzt dir gut. Dunkelblau geht dir ausgezeichnet, geradeso gut wie mir Hellblau. Kurze Hosen solltest jetzt noch tragen, weißt, das ist schicker. »

Meinrads Gesicht flammte. Er erinnerte sich, daß seine Mutter ihn schon heute früh in die kurzen Hosen hatte stecken wollen, aber das wollte er nicht. Mit seinen noch wasserhellen Augen sah er wieder in das Getriebe der Straße.

Da drängte sich das Mädchen an ihn und drückte unvermutet die zarten Hände an seine Wangen und sah ihn ganz nahe an. Meinrad stand eine Weile gebannt, dann aber bog er sich jäh zurück und sagte entschieden : « Das dulde ich nicht ! »

« Ach du, wenn du doch mein Bruder bist. Ich beiß' dich nicht an. Du solltest mal sehen, wie ich unseren Karl und unseren Robert hernehme, wenn sie daheim sind. Den Robert hab' ich schon mal in die linke Backe gebissen. Die kleine vernarbte Wunde sieht man noch. Zuerst hat er lange geweint. Weißt, er meinte, er bekomme jetzt keine schöne Frau. Aber jetzt ist er stolz darauf. Es sieht gerade so aus wie ein Schmiß. Darauf sind alle Studenten eitel, stolz, und das zieht bei den Mädeln. Wenn du einmal einen Schmiß hast, so ... ! » Das Mädchen tupfte ihm mit dem Finger rasch die Wange. Meinrad warf unwillig den Kopf zurück.

« Hm, bist du empfindlich ! » spottete Ottilie. » Wenn du so bist, dann wird's nie gemütlich. » Das Mädchen machte eine verächtliche Miene und drehte sich auf dem Absatze um.

Meinrad war es zum Davonlaufen. Er stand regungslos am Fenster und sah teilnahmslos den Leuten nach, die drüben auf der Straße wandelten.

Ottilie kauerte mißgestimmt und schmollend in einem Polsterstuhl und sah mit raschen Blicken auf den neuen Bruder.

« Ach was, das ist ja Unsinn, daß wir so hadern », lachte Ottilie plötzlich wieder, sprang auf, legte dem Buben den Arm um die Achsel und führte ihn einen Stock höher in sein Zimmer.

« Das ist deine Bude, Meinrad, weißt, die Studenten sagen ihrem Zimmer Bude. Ha, das ist fidel ! Gefällt sie dir nicht, deine Bude ? »

Meinrad musterte das schmucke Gemach. Vor allem gefiel ihm das große, mit Doppelgardinen verhängte Fenster. Die Möbel schienen alle wie neu, so blank und zierlich. Bei dem Gedanken aber, daß er nun hier wohnen und in diesem hochgeschichteten Bette schlafen sollte, erfaßte ihn ein mächtiges Heimweh.

Ottilie schwatzte und plauderte indessen drauflos. « Unser Robert, weißt, der mit dem Schmiß, hat sonst hier gehaust. Da ist auch noch sein Bücherregal. Das ganze Gestell war mit Büchern besetzt. Im ersten Jahre freilich wirst du mit deinen Büchern kaum das erste Brettchen füllen, aber wenn du mal die rote Mütze trägst und das Band, dann sind alle Brettchen voll und dazu dein runder, kluger Kopf. Prosit, Herr Doktor ! »

Der redegewandte Schalk machte einen ehrerbietigen Knix. Zum erstenmal überkam den Buben eine Fröhlichkeit, und er versuchte gleichfalls einen Bückling. Der fiel zwar sehr steif aus, Meinrad merkte es selbst, und sein Lächeln erblich, dafür jauchzte Ottilie mit heller Stimme : « So gefällst du mir. » Sie ließ sich lachend in einen Lehnsessel fallen und forderte auch den Buben auf, sich niederzulassen.

Meinrad mochte nicht. Er stand am Tische und betrachtete die Blumen, die in einem hohen schmalen Glase standen.

Ottilie schmiegte ihr feines Köpfchen in die weiche Polsterung des Sessels und begann fröhlich zu plaudern, und ihre flinken, schönen Augen redeten mit : « Weißt, Meinrad, auch in dieser Bude darf man ganz ungeniert austoben. Du hättest mal sehen sollen, wie Robert und ich da in der Bude den Weltuntergang markierten, ja, den Weltuntergang. Heidi, war das lustig, zum Totlachen war's, und hinterher war man aber auch todmüde. Robert war der Antichrist und ich natürlich der Engel. Er predigte allen Völkern der Erde, den Christen und Heiden und Mohammedanern. Du lachst, Meinrad, und denkst : Wie ist das möglich ?

Hihi, hör mal. Die Stube hier war eben die buckelige Erde. Das Bücherregal und das Pult davor waren Europa und Asien, die Kommode Australien, der Kleiderschrank Afrika, der Tisch Nordamerika, und ich sitze da eben auf Südamerika, mitten auf Südamerika. Hi, das ist lustig, nicht ? Und der Waschtisch war der Nordpol, und ... den Südpol bildete das Nachttischchen. Und weißt du, Meinrad, wer das Meer gewesen ist ? »

Der Knabe schüttelte geistesabwesend den Kopf.

« Ach, das ist doch so einfach. Das Bett natürlich ; das Bett war das Meer. Nun, so war unsere Erde. Und Robert ging als Antichrist herum und redete und predigte mit der Macht und Kraft eines echten Propheten. Und ich stürzte mich mit einer Riesenpapierposaune von der Höhe des Himmels, das heißt, von der obern Bettlade, gerade ins Meer, tauchte aber gleich wieder auf, weißt, wellenschlagend und gewaltig wie ein Walfisch und flog durch all die Länder der Erde und trieb die Menschen mit Posaunenschall aus ihrer Ordnung nach dem Tale Josaphat ; der Fußboden war das Tal. Oh, Meinrad, du kannst dir keinen Begriff machen, welch schreckliche Unordnung ein Weltuntergang hervorbringt. Aber herrlich ist's doch. Wenn du mal Latein kannst, Meinrad, nur ein wenig, wenn du zum Beispiel nur mal ganz genau weißt, was das bedeutet : Asinus sum, dann können wir wieder einmal den Weltuntergang bewerkstelligen. Denn um mit Nachdruck predigen zu können, mußt du wenigstens soviel Latein verstehen : Asinus sum ... Aber was, die Sache wird sich schon machen. Wir wollen lieber von etwas anderem reden. Für den Weltuntergang bist du jetzt nicht reif. » Das Mädchen nistete sich bequemer in seinen Sessel und fragte dann mit scharfer Betonung : « Nun, Meinrad, was gefällt dir so am besten da drinnen ? »

Der Bub sah flüchtig umher und schupfte die Achseln. Er merkte jedoch gleich, daß er durch kein bestimmtes Antwortgeben sein Mißfallen über die ganze Einrichtung ausdrückte, und so fügte er aufrichtig bei : « Alles. »

« Ach, ich meine es nicht so. Nicht der Tisch oder das Bett oder so ein Möbel. Nein, ich meine so ein Ding, das du immer bei dir behalten möchtest. So was Kleines, Feines, das man bequem in der Tasche nachtragen kann. So ... schau dich um, Meinrad ! »

Das Köpfchen tief in das Polster gedrückt, blinzelte Ottilie den Buben an und sah zuweilen schlau lächelnd über den Tisch weg, auf dem dicht bei der schlanken Blumenvase ein gemsledernes Messerfutteral lag. Meinrad sah das Ding wohl, erriet jedoch nicht, wozu es diente. Der Verschluß mit den zwei übereinandergehenden gelben Knöpflein glich genau dem eines Geldbeutels, aber in das längliche Ledersäcklein ließ sich doch kein anständiges Geldstück hineinschieben. Er hatte so etwas überhaupt noch nie gesehen.

« Es springt dir ja fast an die Nase », lachte Ottilie.

Des Buben Augen huschten durch den Raum und blieben wieder bei dem Gegenstand an der Vase haften. Da wurde er unwillig und sagte : « Ich wünsche und verlange überhaupt gar nichts. »

« Hat der Messerschmied dein Messer wieder zusammengeleimt ? » forschte der kleine Wildfang.

« Natürlich. » Der Bub lächelte.

« Zeig es ! »

« Das ist daheim. »

« Und wartet auf dich ? »

« Ja. »

« Warum nahmst du's nicht mit ? »

« So ein altes Messer paßt doch nicht in die Stadt, wo alles neu und modisch ist. »

« Hoppla du, du willst mich necken. Aber sieh, das paßt. »

Ottilie sprang auf, ergriff das Futteral, knipste es auf und zog ein kostbares Messer heraus. Sorglich strich das Mädchen über den glatten braunen Holzgriff, sah dann auf den Buben und hielt ihm das Messer hin : « Gefällt es dir ? »

Meinrad war verlegen. Er sah errötend das Mädchen an, ohne nach dem Geschenk zu greifen.

« Willst du's nicht ? » fragte Ottilie enttäuscht.

« Ich hab' das nicht verdient. »

« Hat man Geschenke verdient ? Es gefällt dir nicht ? »

« Zu fein ist's. »

« Wenn du's nicht willst, werf' ich es zum Fenster hinaus », sagte zornig entschlossen das Mädchen.

Mehr noch als über ihre Worte erschrack der Knabe ob ihrer raschen erregten Stimme und ihren heftigen Gebärden. In unbewußt bittendem Tone entschlüpfte ihm : « Tue es nicht, Ottilie. »

Da kam das Mädchen lächelnd vom Fenster zu ihm, ergriff seinen rechten Arm, legte ihm das Geschenk in die flache Hand und bog seine Finger, einen nach dem andern, darüber.

« Danke », sagte Meinrad mit gehauchter Stimme.

« Nun steck es ein », befahl Ottilie. « Du sollst noch was ganz anderes sehen. Nichts Neues, aber doch eine Überraschung. Du hast keine Ahnung, nicht ? ... Eine von eueren kleinen singenden Landkrähen hat sich zu uns herein verirrt. »

« Eine Amsel ? » fuhr der Bub erstaunt auf.

« Ja », sagte das Mädchen heiter.

« Eine gefangene Amsel ? » wiederholte Meinrad mit schwerem Nachdenken.

« Was ist denn das so Ungeheuerliches ?, komm nur und sieh, wie gut die es hat. Sie wohnt allein in Karls Bude, so wie du hier in Roberts. »

« Weißt du, Meinrad, was Papa sagte ... nicht ? Er sagte, wenn eines von euch Landkindern Heimweh bekomme, so könntet ihr einander das Leid klagen und Trost zusprechen. Ist das nicht nett ? Nun komm ! »

Von dem Zimmer, in dem Meinrad nun wohnen sollte, ging eine Türe in ein anstoßendes Gemach. Die schloß Ottilie auf und beide traten ein. Die zwei Buden glichen sich in der Ausstattung aufs Haar.

In der Ecke, links vom Fenster, hing ein großer Drahtkäfig. Neugierig und erregt trat Meinrad hinzu. Die Amsel huschte vom Käfigboden, wo sie gekauert hatte, auf eines der zwei Stäbchen, die auf halber Höhe des Gelasses befestigt waren. Unruhig und scheu drehte der Vogel sein Köpfchen, bald nach den scharf beobachtenden Kindern, bald wieder durch den engen Raum. Es war, als suche das Tierchen irgendeinen Ausweg. Sein Gefieder war zerzaust, der Schwanz beschmutzt und zerfasert. Der schwärzliche Schimmer, den die luftige Freiheit sonst über das Gefieder dieses Vogels gießt, war erloschen.

Meinrad schüttelte den Kopf und sagte : « Das ist ein armer Vogel. »

« Warum auch ? »

« So eingesperrt. »

« Er hat doch alles, was er will und verträgt. »

« Aber das Wichtigste fehlt ihm. »

« Das Wichtigste ? »

« Ja, die Freiheit. »

« Die Freiheit ? Die ist ja Luft, hast du selbst einmal im Walde gesagt. Und die hat der Vogel doch. »

« Die Freiheit ist Leben, hab' ich gesagt. »

« Ah, da sieht man wieder », spottete Ottilie. « Der zukünftige Professor und Doktor blitzt überall schon durch. »

Meinrad entgegnete nichts. Es war ihm traurig zumute. Der gefangene Vogel tat ihm leid.

Das Mädchen tippte mit dem Finger an einen Draht und sagte : « Sing ein wenig, Amselchen. »

Da konnte sich Meinrad nicht zurückhalten und erwiderte : « Wenn die Amsel da in dem Käfig singt, dann sing' ich auch ! »

« Hui, das ist lustig ! Bist du denn auch so ein gefangener Vogel ? »

Der Knabe schwieg. Aber er wandte sich von dem Vogelbauer weg. Er konnte die Amsel jetzt nicht mehr betrachten. Es fiel ihm schwer aufs Herz, als er dachte, daß er wirklich selber ein gefangener Vogel sei.

*
* *

Nun war Meinrad schon über eine Woche in der Stadt und besuchte das Gymnasium.

Die Schule mit ihrem mannigfachen Getriebe und ihren neuen Arbeiten nahm meist tagsüber den Sinn des Bauernbuben gefangen. Und wenn seine immer fluchtbereiten Gedanken einige Seitensprünge nach der Heimat taten, dann schnoben die Schulregeln und Schulpflichten wie gereizte Jagdhunde hinterdrein und zerrten ihn zurück.

Der Abend und dann die Nacht ließen ihn jedoch ganz frei. Da jagten seine Gedanken heim und blieben in steter Bewegung, bis er sich gegen Mitternacht schließlich müde gesonnen. Dann streckte er endlich den matten Körper in dem zerwühlten Bette und hielt den Kopf schlummerstill auf dem tränenbefeuchteten Kissen. Und der Schlaf fesselte ihn gewöhnlich in wohltätiger Ruhe bis zum Morgen.

Aber nach alter Gewohnheit erwachte er pünktlich zwischen fünf und sechs Uhr und schlief nicht mehr ein. Im Hause regte sich um diese Zeit noch nichts. Es ging oft noch länger als eine Stunde, bis die Herrschaft munter wurde. Bei diesem Wach-im-Bette-Liegen plagte den Buben das Heimweh am stärksten. An alles und jedes erinnerte er sich von daheim.

Er war daheim und ging da durchs Haus. Er trug der Mutter Holz in die Küche, den Waschzuber zum Brunnen und die Melchtern nach dem Schweinestall, er mahlte ihr die Kaffeebohnen, schälte Kartoffeln und Äpfel, kehrte die Stube, den Hausgang und den Hausflur, oder half wieder dem Vater die Kühe füttern und melken, half Häckerling schneiden, Heu schroten und die Kühe striegeln, fuhr mit dem Kuhgespann Mist auf die große Heustoffelmatte oder an den Waldacker, leitete beim Pflügen allein die Tiere, hütete in der goldenen Herbstsonne das Vieh und durfte da auch auf der Weide den Rindern und Kühen (die Kälber hielten nicht still), die Schwänze scherlen, geradeso wie letztes Jahr machte er die Sache, daß alle Kühe Löwenschwänze trugen, mit einer großen Quaste.

So arbeitete Meinrad in Gedanken im väterlichen Hause, auf den Wiesen und Äckern und ruhte zwischen den Tännchen drüben im Wäldchen, wo die Amsel so wunderschön sang.

Ach, die Amsel. Da flog sein Sinnen zu dem gefangenen Kameraden in der andern Bude. Der Vogel war so arm wie er der Bauernbub.

Jeden Tag schlich er sich ein paarmal auf den Fußspitzen zu dem Leidensgenossen hinüber. Nie sang der Vogel. Jedesmal, wenn Meinrad kam, flog er scheu im Käfig herum, und sein ganzes Wesen und besonders die dunklen schnellen Äuglein verrieten höchste Angst.

Oft übermannte den Buben die tapfere Lust, den kleinen Gefangenen freizulassen. Aber das Drahttürchen war mit einem kleinen Schloß verriegelt. Nach jedem Besuch bei der Amsel verzog sich Meinrad mißgestimmt und niedergeschlagen in seine Bude und mochte erst recht in kein Buch hineinsehen. Mit Ottilie hatte er des Vogels wegen schon manches Wortgefecht ausgekämpft. Das Mädchen fertigte ihn zuletzt immer recht kurz und schnippisch ab.

Die unruhigste Nacht verbrachte Meinrad nach dem ersten Besuch seiner Mutter.

Da lag er in dem flaumweichen Bette und war so wach wie nach dem längsten, gesündesten Schlaf. Der Schein der Straßenlaternen drang wie durch Milchglas ins Zimmer. Die Gegenstände darin ließen sich genau erkennen. Aber Meinrads Augen hingen groß und starr an der Gipsdecke.

An die Mutter dachte er. Sie hatte heute wieder so geweint, als sie ging, und sie hatte ihm gesagt, daß man ihn nicht zwingen wolle zum Studieren, der Vater habe auch Freude, wenn er am Ende nur ein tüchtiger Bauer werde. Auch die Frau Professor hatte die Worte gehört und rühmte nun gleich, wie gut es Meinrad in der Stadt gehe, wie er sich allem anpassen könne, wie er mit Ottilie so munter sich unterhalte, und der Herr Professor sage, daß es in der Schule ganz leidlich gehe, und wenn einmal das erste Heimweh überwunden sei, werde ihm gewiß die Stadt zur zweiten Heimat.

Da hatte die Mutter unter Tränen gelächelt und war gegangen. Meinrad hätte ihr nachlaufen mögen und schreien : « Nein, Mutter, ich habe Heimweh, schrecklich Heimweh. Ich will doch lieber Bauer werden, wenn es dir und dem Vater recht ist. Ich will gewiß ein tüchtiger Bauer werden. » Nein, hier konnte er nicht länger bleiben. Er hielt es nicht aus. Die Personen, mit denen er in Verkehr kam, waren alle freundlich und recht zu ihm, aber das scheue Gefühl des Fremdseins verließ ihn nie.

Unausstehlich war ihm schon der schwere vornehme Duft, der zwischen allen Mauern lag und aus allen Geräten und Kleidern der Stadtmenschen strömte. Diese Stadtluft betäubte ihn zu den traurigsten Heimwehgedanken.

Wie war ihm daheim immer so leicht, frei und wohlig gewesen. Und wie hatte er königlich geschlafen auf der harten Matratze unter dem schweren Deckbett. Viel herrlicher als hier unter dem vogelleichten, warmen Flaum und auf der linden Unterlage, die jedesmal, wenn er sich hinlegte, tief und weich einsank, daß es ihm fast ein wenig den Atem nahm.

Oh, läge er daheim in seinem Bette, wie könnte er da schlafen! Mutter und Vater redeten wohl jetzt noch miteinander. Ganz gewiß sprachen sie von ihm. Und von ihrer Stube fiel Licht durch das Schlüsselloch und zeichnete die Form des Loches groß und hell an die Wand. Niemand sah dies. Sein Zimmer war ja leer. Was sie wohl miteinander redeten? Sagte der Vater vielleicht wieder wie damals: Die Hauptsache ist, er wird ein Mann. Oh, wenn er genau wüßte, daß es auch der Mutter recht wäre, heim ginge er noch diese Nacht; ganz heimlich wollte er sich hinausschleichen und heim und Bauer werden. Dann würde er morgen früh schon den roten, stolzen Hahn wieder krähen hören und um fünf Uhr den Vater in den schweren Holzschuhen durch die Stube schlarpen. Und einige Zeit nachher, wenn der Vater draußen unter seinem Fenster vorbeischritt, dann würde der Schein der hin und her geschwenkten Stallaterne in das Zimmer hereinfackeln, schließlich das Tenntor krachen, die Halsketten der Kühe klirren und endlich die Milchgeschirre kesseln. Bei den einzelnen Geräuschen sah Meinrad auch ganz genau alles, was der Vater verrichtete und was die Tiere taten. Er sah ihn die Gabel ergreifen, krachend ins Gras stechen und die Barren füllen, hinter denen die Kühe unruhig mit den Köpfen hin und her schossen und große, gierige Augen machten, bis jede ihr Futter hatte, woran sie dann behaglich schnaufend rupften. Und dann setzte sich der Vater unter die « Blösch » oder vielleicht fing er auch hinten an und nahm zuerst den « Spiegel » und dann zschipp, zschipp; zschu, zschu!

Ja, noch so viel Trautes und Liebes würde er frühmorgens und den Tag über sehen und hören und miterleben, wenn er daheim wäre.

Aber hier, wie war es hier so traurig an einem Morgen. Da war er regelmäßig um 5 Uhr wach, wenn im Hause noch alles weiterschlief. Die Herrschaften und Dienstboten erwachten ja erst, wenn ihnen der

helle Tag bis ins Bett stieg, standen dann langsam, geräuschlos auf, schlurften in Pantoffeln durch die Zimmer und Gänge, wagten kaum aufzutreten und taten überhaupt, als schlummere noch in jeder Ecke ein Wickelkind.

Nein, dies Leben konnte er nicht länger mit ansehen. Das hielt er einfach nicht aus !

Und dann die Schulen zwischen den kalten nackten Mauern, die fremden vornehmen Lehrer mit ihren großen und neckenden Worten und all die wilden, spitzbübischen Kameraden und dann überall diese Stadtluft, diese ewig einschmeichelnde und verwirrende Stadtluft. Die Sonne vermochte ihr nichts anzuhaben, die lautere goldene Herbstsonne. Heute hatte sie so wundervoll geschienen. Die Fenster des Schulzimmers hatte man in der Pause aufgemacht, und alle Schüler, die vom Lande kamen, hatten sich übers Gesims gelehnt, die bunte, herbstliche Landschaft bewundert und leise, fast ehrfürchtig miteinander gesprochen. Man zeigte einander über die Dächer und den Rauch der Stadt weg die farbigen Wunder, die der Herbst aus dem Lande hervorzauberte ...

Die Stadtbuben balgten sich zwischen den Bänken. Und plötzlich kam der finstere Rechnungslehrer, jagte die Ländler mit harten Worten vom Fenster weg und hieß es schließen. Und die Sonne schien doch so warm und mild und lockte mit ihrem goldenen Schimmer. Aber man durfte keinen Sinn und keinen Blick für den Prachttag haben. Der Herr Professor hatte wachsame und strenge Augen. Heimlich träumte Meinrad doch.

Wie mußte daheim unter dem lichtblauen Himmel und der lieben, weichen Sonne der Herbst blühen, die Kirschbäume und die wilden Reben an der Laube brennen und überall im Lande die Hecken und die Buchen und die Eichen, kurz all das Laub und die Blätter farbenfroh leuchten, herrlicher als im Frühling. Und die Wandervögel sausten in Scharen durch die milde, windstille Luft. Und die Vögel, die im Winter dablieben, tummelten sich im goldenen Gezweig und raschelten durch das gelbe gefallene Laub und freuten sich alle des Lichtes und der Freiheit.

Nur die Amsel da drüben und er waren gefangen, gefangen !

Meinrad setzte sich im Bette stürmisch auf, sah eine Weile entschlossen vor sich hin, warf dann das Deckbett weit zurück und schwang sich aus dem Bett. Fieberhaft rasch kleidete er sich an.

Heim wollte er, heim !

Nachdem er sich jedoch angezogen, wurde ihm klar, daß es jetzt in

der Nacht nicht ging, davonzulaufen. Man hätte ihn schon im Hause aufgehalten oder sicher hätte ihn draußen ein Landjäger abgefangen. Morgen früh wollte er's wagen !

Halb entkleidete er sich wieder und legte sich hin. Doch kam er zu keinem rechten Schlaf. Für eine Weile duselte er wohl ein, aber dann erwachte er stets mit der jähen Klarheit, daß er heim wolle, und angstvoll, er möchte sich verschlafen haben, sah er nach der Uhr.

Punkt um fünf Uhr stand er reisefertig. Ein männlich-festes, zielbewußtes Gefühl brannte als ruhige Flamme in seinem Innern. Eine sichere, stille Mannesfreude beherrschte ihn. Ganz bestimmt und klar faßte er den Entschluß : Die Amsel da drüben muß mit in die Freiheit !

Behutsam leise öffnete er die Türe und trat geräuschlos hinüber. Der Schein seiner Lampe ergoß sich mit hinein und lichtete die Dämmerung des Gemaches.

Der gefangene Vogel kauerte auf einem Stäbchen. Kaum hatte er jedoch den anschleichenden Besucher erblickt, sah er sich angstvoll um.

Meinrad konnte das Türchen des Vogelbauers nicht öffnen ; das kleine Schlößchen verhinderte ihn. Ratlos stand er da. Und nun erinnerte er sich, daß Ottilie ihm einmal gesagt hatte : « Wenn du immer jammerst, vergifte ich den Vogel. Was man hier in der Stadt einmal besitzt, das gibt man nicht wieder frei ! »

Und der Vogel mußte doch auch frei werden. Da kam ihm ein Einfall. Rasch griff er in die Tasche nach seinem geschenkten Messer, zog die große Klinge aus und begann dicht neben der rechten Öffnung ein handgroßes Türchen herauszuschneiden. Dann bog er die durchgeschnittenen Drähte heraus und langte mit dem Arm vorsichtig in den Käfig. Die Amsel sah mit zuckenden Gliedern auf ihn, kreischte leise, flatterte ein paarmal in dem engen Gelasse umher und duckte sich endlich in eine Ecke. Mit raschem, lindem Griff erhaschte Meinrad sie.

Sie verhielt sich still in seiner Hand. Ihm aber klopfte das Herz unruhiger, als er auf seine Bude zurückschlich und an die Möglichkeit dachte, daß die Herrschaft oder die Mägde Lärm gehört und ihm auf der Flucht auflauern und ihn erwischen könnten.

Nun mußte er aus dem Hause. Mit dem Vogel hatte es jedoch seine Schwierigkeit. So in der bloßen Hand durfte er ihn nicht durch die Stadt tragen. Jeder Lump hätte ihn da aufgehalten. Ihn hier, vor dem Fenster freilassen wollte er auch nicht, wer weiß, am Ende wäre er wieder in die lieblose Hand eines Städters gefallen.

Da kam ihm ein guter Gedanke. Er nahm seine Botanisierbüchse, mit der er schon immer daheim die Schulspaziergänge unternommen hatte, hängte sie um, legte etwas Papier auf den inneren Boden, setzte die Amsel darauf und klappte den Verschließer zu.

Nun nahm er sein Filzhütchen, legte das geschenkte Messer samt dem Futteral neben die schlanke Blumenvase, horchte mit bangem Herzen, drückte sich dann zur Türe hinaus, behutsam mit verhaltenem Atem die Stiege hinunter und hatte nun aufatmend die Haustüre hinter sich.

Ungeahnt hell war's schon draußen. Der Tag graute, und die Bogenlampen der Straße zündeten hell. Meinrad stand verwirrt auf der Haustreppe. Er wußte, der Kies auf dem Weglein des Vorgärtchens würde knirschen, wenn er darauf schritt ; und das Gittertürchen knarrte und geigte laut, wenn man es auch nur ein wenig aufschloß.

Da, ging nicht ein Geräusch im Hause ? Meinrad raffte sich auf, tapfer und schnell schritt er über den Kiesweg, riß das Hagtürchen auf, war schon draußen, jagte dann die gerade, menschenleere Villenstraße hinauf, als würde er verfolgt.

Beim ersten Querweg bog er ein und ging auch wieder in gelassenem, selbstverständlichem Schritt. Nur wenige Leute belebten in raschem Gang die zwischen den kahlen Häusern vergrabenen kalten Straßen. Meinrad äugelte in Furcht und Mut rechts und links und wich den Entgegenkommenden unauffällig aus. Die linke Hand ruhte auf dem Verschluß der angehängten Büchse. Die Amsel krabbelte nur hie und da ein wenig. Er war froh um dieses Geräusch, denn er meinte anfänglich, das Tierchen habe bei seiner rasenden Rennerei Schaden genommen.

Tief atmete er auf und freute sich von Herzen, da er die freie Landstraße vor sich sah.

Als er auf die erste breite Hügelhöhe kam, schwamm die Sonne aus einem weißlichen Frühdunst und lächelte ihm mild ins Gesicht. Meinrad mußte sie auch immer ansehen, bis ihm buntfarbige Ringe vor den Augen tanzten. Lange hatte er ja nicht mehr frei und offen in die Sonne sehen dürfen. Frohgemut ging er weiter.

Die sanften Sonnenstrahlen, die Morgenkühle und der erdsüße Herbstduft strichen Hand in Hand über das wald- und wiesenschöne, wellige Land.

Überall trieb man mit lautem Hallo die Kühe aus den Ställen auf die Weide. Wie das durcheinander bimmelte, aus der Nähe und Ferne, aus

den Talmulden und Wiesenhängen und zu einem lieblichen Geläute zusammenschmolz. Da und dort ackerten Bauern.

Das Land dehnte sich geradeso zartsonnenfarbig, und das Getreide darauf war ebenso heimelig schön, wie es sich Meinrad gestern in der Rechenstunde und die letzten Nächte im Bette ausgemalt.

Er freute sich aus ganzer Seele der Schönheit des Herbsttages und der köstlichen Freiheit. Er dachte nicht daran, was man in der Stadt von seiner Flucht halten mochte, und was die Eltern sagen könnten, wenn er so unerwartet ankam.

Die Amsel trug er mit aller Sorgfalt in seiner Blechbüchse. Hie und da überzeugte er sich, daß sie noch munter war, und schob ihr einige Mücklein und eine Spinne durch die Verschlußritze; Würmer fand er keine. Er wollte den Vogel erst daheim freilassen ; die Amsel sollte sich in seinem Lieblingswäldchen einnisten.

Als er endlich so gegen Mittag sein Elternhaus erblickte, wurde ihm so wohlig leicht und froh ums Herz wie sein Lebtag noch nie.

Und doch verschleierten sich fast seine Augen. Lange stand er und sah das Vaterhaus an und die Weiden und Äcker, auf denen er hundertmal hin und her gelaufen.

Und dort auf der Höhe, am Waldacker, pflügte da nicht der Vater ? Ja, wahrhaft, der Vater pflügte dort mit der « Blösch » und der « Häsa» und mit Ammanns Pferd. Aber wer führte ihm das Gespann ? Die Tiere verdeckten dem Buben die Gestalt des Führers. Er duckte sich in die Knie, bog spähend seine Gestalt und da erkannte er richtig seine Mutter. Ja, die Mutter leitete. Oh, mußte das für sie mühsam sein !

Er vergaß die Amsel, sprang schnurgerade durch die Wiesen den Rain hinauf und kam eben keuchend näher, als das Gespann den Pflug gegen den Wald zu aus der Furche zog.

Der Vater gewahrte den Buben zuerst, stutzte, hob aber dann beide Hände und sagte froh : « Ei, sieh unsern Meinrad ; gut, daß du kommst ! » Er trat aus der Ackerspur und faßte den Atemlosen liebevoll mit seiner erdrauhen Vaterhand.

Meinrad brachte kein Wort über die Lippen.

Da trat die Mutter angstvoll zu ihm, legte ihm den Arm um die Schultern und fragte mit Bestürzung: « Jesses, wo kommst du her, Meinrad ? »

« Ach, die Liebe zum Land, zu uns hat ihn heimgetrieben. Ich hab's dir ja noch gestern abend gesagt, da drinnen könne er's nicht aushalten. » Der Vater redete ganz ruhig.

Dem Buben aber warf auf einmal die Erinnerung all die Qualen der Stadt und das furchtbare Heimweh wuchtig auf sein Gemüt.

Tränen stürzten ihm aus den Augen ; heftiges Weinen erschütterte krampfhaft seinen Körper.

Die Mutter zog mit Bangen die zitternde Gestalt an sich und redete liebevoll und beschwichtigend.

Allmählich beruhigte er sich, atmete tief und schwer und bekannte kurz und wahr seine Not und seine Freude : « Ich kann nicht studieren, ich will Bauer werden. »

Frau Rösi strich ihm übers Haar und sagte : « Ja, sei nur ruhig ! Dem Vater und mir ist es auch recht, wenn du ein tüchtiger Bauer wirst ... Was hast du denn in der Büchse da ? »

Meinrad lächelte und erzählte offen und frei die traurige Geschichte der Amsel und wie er sie errettet ; dann öffnete er die Büchse und bot dem verschüchterten Vogel die Freiheit.

Die Amsel zögerte erst, davon Besitz zu nehmen. Es schien ihr unbegreiflich, daß sie wieder in das blaue, grüne Reich zurückkehren durfte.

« Ach, du armer Vogel, flieg doch ! » sagte die Mutter. Meinrad blies das Tierchen sanft an, und da hob die Amsel ihre Schwingen und flatterte dem Walde zu. Ein halb Dutzend gütige, wunschfrohe Augen folgten ihr.

« Nun sind zwei arme Seelen erlöst », sagte der Vater und warf den Selbsthalterpflug um. « Wir fahren noch eine Furche und dann gehen wir heim. »

« Ich will die Tiere führen », erbot sich Meinrad an.

« Ja », sagte der Vater, und ein zufriedener Schein glitt über sein Gesicht.

Also schwenkte Meinrad das Dreigespann in die letztgezogene Furche und trieb und leitete die Tiere in einer gewandten, ruhig sichern Art, als hätte er den ganzen Vormittag gepflügt.

Der Vater handhabte den Pflug, und die Mutter schritt hinterher, in der frischaufgebrochenen Furche.

Aus « Um Land und Liebe », Erzählungen
Verlag Benziger und Co., Einsiedeln

Kuckuck

Wieder fährt mit Jubelschall
Junker Lenz durch Berg und Tal.
Hinterm Wald am Wiesenbächlein
Hält er rastend seine Rößlein.
Freudig aus dem Frühlingschor
Schallt der Heroldsruf hervor :
Kuckuck ! Kuckuck !

Eilig nach dem Wiesengrund
Jagt die Kinderschar zur Stund ;
Wirft sich zu den Blumen nieder,
Horcht entzückt der Vöglein Lieder.
Fragen dann den Kuckuck an,
Wieviel Jahr er geben kann.
Kuckuck ! Kuckuck !

Mädchen streifen Hand in Hand
Scherzend durch das Blütenland,
Lauschen nun mit süßem Sinnen,
Fragen still im Herzen drinnen :
Lieber Wandervogel mein,
Wird der Liebste bald mich frei'n ?
Kuckuck ! Kuckuck !

Mit der armen Wanderhab'
Walzt des Wegs ein frischer Knab'.
Voller Jugendlust und Leben
Wünscht er sich nur einen Segen :
Eine junge, hübsche Frau,
Geld wie Blumen auf der Au.
Kuckuck ! Kuckuck !

Die schöne Kaiserin Elisabeth

Wie war das Leben ehedem wunderlich schön in dem behäbig hübschen Bauerndorfe Duens.

Die Häuser lagen in der Talmulde wie gesprenkelte Eier in einem Nest. Die Straßen glichen dazwischen geworfenen Wollfäden. Krumm und holperig führten sie aus dem Dorfe hinaus, durch Hohlwege und über Wiesenhänge hinauf, an Matten, Äckern, Buchen und Tannenwäldern vorbei in die weite wunderbare Welt hinaus, in diese Welt, von der wir so wenig wußten, wenigstens nicht das, was man beiläufig die Welt nennt : die Länder und Völker, die Staaten und Städte, die Sitten und Satzungen, die Gebräuche und Moden, die Meisterwerke und Wunderbauten, das Gewerben und Wirken, das Schaffen und Schuften, das Krachmachen und Kriegen, das Sporteln und Spaßen, kurzum den ganzen ungeheuren Schwall und Schwindel einer Welt !

Unsere Welt war damals das Dorf und dessen Weichbild.

Im Vergleiche zu der traumhaft geahnten Ferne und zu der übertrieben geschilderten und schillernden Welt war das, was man im Dorfe allein oder gemeinsam besaß, doch immer das Schönste, das Höchste, das Gewaltigste, das Traurigste oder Freudigste. Das unbekannte Außenliegende ließ das sichtbare Nächste als das Einzige erscheinen, bald war's das Häßlichste, bald das Herrlichste.

So lebe denn ein bißchen auf, du geliebtes Dorfnest, laß dir in einem lebendigen Ausschnitt einige Sonderheiten und Sondermenschen in Erinnerung rufen.

Wo gab es sonstwo eine so riesenhafte Kirche mit einem so hohen Turme und drei Zifferblättern daran ? Daß die langen Zeiger meistens still standen, war uns Buben eben recht ! Man rechnete damals nicht mit der noch unerschöpflichen Zeit ! Wo hing sonstwo ein halbes Dutzend

Glocken im Turme ? Bedurfte es nicht ein volles Dutzend der stärksten Buben, um die Größte zu gleichmäßigem Anschlag zu bringen ?

Welches Dorf konnte sich rühmen, einen so lebhaften, begeisterungsfreudigen Pfarrer und einen so gemütlichen Kaplan zu besitzen? Welches Dorf besaß zwei ähnlich feierliche Ratsherren, zwei im Temperament so grundverschiedene Lehrer und einen originellen Organisten, der so langrohrige Pfeifen spazieren führte, daß er sie nicht selbst in Brand stecken konnte. Wo gab es überhaupt großartigere Herren, reichere Bauern, kunstsinnigere Handwerker und bescheidenere Knechte ?

Wo gab es einen Gemeindeschreiber, der mit siebzig Jahren den hohen Helm des Kirchturms erkletterte und oben beim Turmkreuz aufrecht stehend über das ganze Dorf hinaus jauchzte und mit den Armen fuchtelte, als mache er sich bereit, jubelnd in den Himmel hineinzufliegen ! Den Zuschauern gruselte es. Sie vermeinten, den Verwegenen jeden Augenblick wie einen reifen Apfel stürzen zu sehen. Aber er kam heil wieder auf die Mutter Erde zurück und zitterte nur ein bißchen, als er wieder auf sicherem Boden stand. Nach einem Gläschen Cognac war er jedoch wieder munter wie ein übermütiger Brautwerber.

Wo gab es einen so erfinderischen Schmied, der selbsteigen ein Zweirad verfertigte mit einem mannshohen Rad vorn und einem fußhohen hinten und der den Schulbuben täglich um die Mittagszeit Vorführungen seiner Rennkunst gab, wobei er jedoch meist neben dem Rade herlief und sich im heißen Schweiße seines rußigen Angesichtes umsonst bemühte, den hohen Sattel zu erreichen.

Wo gab es so feudale Herren, die man werktags nie anders als mit Jagdflinten über Feld stapfen sah und die hingegen sonntags in zweispännigen Kutschen vor die Kirche fuhren, daß die auf dem Platze paffenden Bauern vor Respekt ihre Pfeifen ausgehen ließen und keinen Anstoß nahmen, daß die Herren in der Kirche eigene Stühle beanspruchten.

Wo gab es so viele stolze Bauernfrauen, die in Seide daherknisterten und unnahbar waren wie die gemalte Barbara am Kirchgewölbe. Wo gab es so mundfertige Herrscherinnen, die man zum Hohn in den Gemeinderat wählte, weil sie die Hosen anhätten !

Wo einen Mann, der sogar die Schnäpse nur mit Fünflibern bezahlte und das Geldstück der Kellnerin wie einen Diskus hinwarf ? Wo einen andern, der an hohen Festtagen die Lebkuchen aller Krambuden zusammenkaufte und dem versammelten Volke unter größtem Gaudium zu-

warf ? Wo einen Wirt, der aus Liebhaberei mit seinen Pferden Zirkuskünste vollführte ? Wo einen jungen Dragoner, der stets hoch zu Roß in jede Pinte einzog und in die niedern Wirtsstuben hineinritt und der in der kurzen oder langen Frist, die er zu einem Labetrunk oder zu einem Rausche benötigte, stets im Sattel verblieb ?

Wo gab es eine Blechmusik, die bei weltlichen und kirchlichen Festen in gleicher Harmonie aufspielte ?

Wo gab es sonstwo so fette und melkige Kühe, so gefährliche Stiere, so langeutrige Geißen, so dickwollige Schafe und so böse Widder, so hasengraue Kaninchen, so scheckige Meerschweinchen und so bissige Haushunde ?

Wo gab es so viele Sonderlinge, Käuze, Allerweltskünstler, so offene und geheime Tagediebe, Sündenböcke, Ganz- und Halbnarren ?

Aber wo gab es im übrigen so brave Leute, die nach dem Worte der Bibel dem Kaiser gaben, was des Kaisers war und dem Herrgott, was dem Herrgott gehörte, und die sich von ihren Seelenhirten besser leiten ließen als die leibhaftigen Schafe je von ihren Schäfern.

Es war eine schöne Zeit und zuweilen auch eine schwere Zeit !

Im Spiegel der Erinnerung gesehen, gibt es ja allerorten Land und Leute von ähnlicher Form und Farbe. Am Interessantesten wird es immer, wenn sich diese Originale in der Tragikomödie des Lebens zu einer Geschichte zusammenfinden.

Hier sei die Geschichte der « schönen Kaiserin Elisabeth » erzählt :

Wir hatten einen Lehrer, den wir das Heupferdchen nannten.

Er stand nur einen Sommer lang als Stellvertreter für einen militärdienstpflichtigen Kollegen unserer Oberschule vor. Er war also eine Art Provisorium. Für uns Buben aber, die wir im Begriffe waren, zu jungen Menschen zu erwachen, die auf alles acht hatten, was sich um sie abspielte, besonders was die Liebe betraf, war das Heupferdchen von spannendstem Interesse.

Er war hochaufgeschossen, trug auf langem, hagerem Halse einen schmalen Kopf mit hervorstehenden Augen und hellem, steifem Haar, das aber mit duftendem Fett und dem Bürstenschnitt gebändigt war. Er besaß ein dünnflaumiges Schnurrbärtchen, dessen Enden mit einer Pomade spitz gedreht waren. Einmal fanden wir, als wir neugierig in seinem Pulte herumschnüffelten, seine Pomadetube, welche die Aufschrift trug : « Es ist erreicht » und auf der ein schneidiger Offizier abgebildet war, es stand darunter : « Ungarische Husaren-Schnauzpomade ».

Man hätte unseren Lehrer Wilhelm Hobein auch Husar nennen können ; aber seine großen Träumeraugen und sein schneller, hüpfender Gang machten ihn zu unserem Heupferdchen.

Wir glaubten, er müsse sehr reich sein, weil er immer sozusagen sonntäglich gekleidet war und ein glänzendes, krachendes Schuhwerk trug, und weil er stets scharf nach Veilchen, Maiglöckchen oder Pfefferminz roch. Wir liebten ihn, weil er nicht tollwütig mit dem Stocke dreinschlug, weil er gut erzählen konnte und einem das Rechnen verständlich und klar beibrachte, daß man eine Neun nicht mehr mit einer Sechs verwechselte.

Eine komische Seite hatte Lehrer Wilhelm für uns, weil wir herausgebracht hatten, daß er bis über die Ohren hinaus verliebt war in die schöne Elisabeth, die einzige Tochter eines angesehenen Bürgers, der einen einträglichen Krämerladen sein eigen nannte.

Unser Schulzimmer lag zu ebener Erde, und von den Bänken aus sah man über die Straße in den geheimnisvollen Reichtum des Ladens.

Wenn nun Fräulein Elisabeth, ein schlankes, blondes, schönes Mädchen, auf der kleinen Terrasse, die der Eingangstüre zum Laden vorgebaut war, erschien und des Vaters Hosen über das grüne Geländer legte, mit einem Stecken ausklopfte und dann äußerst lange und sorgfältig bürstete, oder sich mit einer Näh- oder Strickarbeit auf einen der gleichfalls grüngestrichenen Lehnbänke links oder rechts der Türe niedersetzte, dann straffte sich die Länge unseres Lehrers noch um ein Zöllchen, denn er hatte das Erscheinen des Mädchens wie das plötzliche Funkeln eines Blitzes wahrgenommen. Mit beiden Händen drechselte er die winzigen Spitzen seines Schnurrbärtchens, zupfte elegant sein Kleid zurecht, knöpfte umständlich den untersten Knopf seines Rockes zu, räusperte sich kräftig und rief : « Turnen ! »

Hei, wie flogen unsere Augen von den Heften und Büchern auf, wenn sie nicht schon lange hoffnungsvoll nach dem Krämerladen hinübergehuscht waren und aufatmend Elisabeth entdeckt hatten und nur noch auf das erlösende Wort « Turnen » warteten. Turnen war bei uns gleich bedeutend wie Elisabeth.

Lehrer Wilhelm hatte in unserem Hause Kost und Logis.

Er bewohnte die schöne große Kammer ob unserer Wohnstube. Alle mochten ihn gern leiden, weil er im Umgange von vernünftiger und fröhlicher Art war. Häufig machte er in seinem Zimmer Musik. Er sang auch dazu mit guter aber etwas hoher und näselnder Stimme. Am häu-

figsten spielte er auf seiner Geige die Tannenbaummelodie, sang jedoch dazu folgende Worte :

Elisabeth, Elisabeth,
Wie blau sind deine Augen !
Du lebst in meinem Herzen drin
Auf goldnem Thron als Kaiserin.
Elisabeth, Elisabeth,
Wie blau sind deine Augen.

Elisabeth, Elisabeth,
Wie schlau sind deine Augen !
Und stirbst du mir als Kaiserin, –
Die Liebe bleibt im Herzen drin.
Elisabeth, Elisabeth,
Wie schlau sind deine Augen !

Man wußte, auf wen das zielte.

Die schöne Elisabeth hatte jedoch so viele Verehrer, als der große Garten ihres Vaters Zaunstecken.

Der gefährlichste Widerpart des Lehrers Wilhelm war des Wirtes Sohn, der schöne Andreas. Gerade gewachsen wie ein italienischer Zierbaum, mit einem rassigen Kugelkopf und braunen, gekräuselten Haaren sah er auch im Bauernkittel wie ein Herrensohn aus. Am schönsten war er in seiner Dragoneruniform. Er schien es auch zu wissen. Selbst wir Schulbuben hegten den Verdacht, er lege sie zuweilen in der Pausenzeit an, um den Lehrer zu ärgern und ihn gründlich bei der schönen Elisabeth herauszustechen.

Plötzlich trat etwa in der Pause der Andreas in seiner Uniform, in glänzenden Stiefeln, mit klirrenden Sporen, in grünem Waffenrock mit blitzenden Knöpfen, in silberglitzerndem Tschako mit hohem weißem Federbüschel aus dem Wirtshause seines Vaters auf die Freitreppe.

Sogleich hörte das Spiel der Kinder auf. Man lief zusammen und staunte und bewunderte. Man wußte auch : nun gab es etwas Köstliches zu erleben.

Andreas schritt durch unsere Reihen nach der Krämerei. Die Kinder folgten ihm wie dem Rattenfänger im berühmten Märchen, obgleich der Dragoner stolz und hochmütig keinen Ton von sich gab.

Vor der Krämerei bildete die Jungmannschaft einen Bogen wie bei einer Landsgemeinde und starrte nach der Glastüre, hinter welcher der schönste Mann des Dorfes verschwunden war, um beim schönsten Mädchen des Landes etwas zu kramen.

Unsere Pause dauerte nun länger.

Lehrer Wilhelm schritt mit den nervösen Händen auf dem Rücken vor dem Schulhause hin und her. Wie sehr er seine Erregung verbergen wollte, war doch die Ursache zu erkennen, denn seine Augen traten groß aus dem plötzlich krebsroten Gesichte, und es war zu sehen, wie er sich gleich uns bemühte, Glas, Holz und Mauern zu durchdringen, um zu ergründen, was da drüben vor sich ginge.

Wir Schüler waren dabei gleichsam des Lehrers Vor- und Wachtposten.

Es ging aber nichts Außergewöhnliches vor.

Man sah durch die blanken Schaufenster zwischen den bunten Auslagestücken, als da waren: Blockseife, Ansichtskarten, Siegellack, Bleistifte, Tabak, Fußgläser, Schokolade, Halskettchen, den Helm des Dragoners blitzen und hinter dem Ladentisch die schöne blonde Haarkrone Elisabeths und zuweilen auch ihr vornehmes Profil mit der feinen Nase und der rosigen Wange.

Dann erschien der Dragoner wieder unter der Türe, salutierte nochmals nach dem Laden zurück, oh, wie stramm und schneidig, daß wir Buben vor Staunen schlucken mußten, dann steckte er die schwarze Brissago in den Mund. Alles an ihm strahlte, wenn er die vier Stufen niederschritt, und seine Sporen klirrten. Er blies den Rauch über unsere Köpfe hinweg in der Richtung des patrouillierenden Lehrers. Manchmal grüßte er auch den Lehrer mit flüchtig aufgeworfener Hand: aber der Lehrer senkte nur sachte den Kopf, daß der Bürstenschnitt der Haare wie ein stacheliges Igelfeld gegen den Feind trotzte. Man mußte an den Lanzenigel, die alte Schlachtordnung der Eidgenossen denken, die Lehrer Wilhelm uns so prächtig zu erklären verstand.

Lehrer Wilhelm ließ Andreas Herausforderung nicht ungerächt. Mit einem schneidigen Ruck lenkte auch er bald seine Schritte nach der Krämerei.

Wir Buben zogen uns diskret zurück! Zudem lockte uns ein anderes Schauspiel an.

Der Dragoner hatte seinen Fuchs gesattelt und gezäumt aus dem Stalle geführt. Welch ein Pferd! Ein Fell glänzend wie Seide und ein Temperament wie ein junger Haushahn!

Der Reiter ließ das feurige Tier erst ein bißchen herumtänzeln, tätschelte ihm den Hals und schwang sich mit mächtigem Satz in den Sattel. Wir Buben stoben zur Seite.

Nun kam der uniformierte Andreas erst recht zur Geltung. Was vermochte in der Welt des Dorfes mehr Achtung und Bewunderung einzuflößen als ein reitender Dragoner, und ein solcher Dragoner wie der schöne Andreas ? Im elegantesten wippenden Ritt ließ er das Pferd über den Dorfplatz traben und schwenkte dann die Landstraße hinaus. Wir sprangen ihm ein Stück weit nach, bis das großartige Bild unseren Augen entschwand.

Des Lehrers Visite war mittlerweile zu Ende.

Stolz trat er aus der Krämerei und herrschte uns etwa an : Warum müßt ihr Maulaffen feilhalten ? Könnt Ihr nicht spielen, wenn man euch Gelegenheit zum Spielen gibt ? Ich werde mit euch turnen müssen he ? Sammlung, antreten, Achtung steht ! » Gewöhnlich aber blieb es bei der Drohung, und er turnte nach einer Visite nicht mit uns. Seine Augen strahlten zufrieden. Auch rauchte er eine Zigarre, wenn auch nur eine blasse, kurze. Er tat es in unbeholfenen Zügen. Hinter dem Schulhause zertrat er den kaum angebrannten Glühstengel zu Staub. Kein Bube sollte mit dem Rest in Versuchung gebracht werden. Ich wußte: Lehrer Wilhelm vertrug das Rauchen nicht. Wie groß mußte seine Liebe sein, daß er um dieser Liebe willen die Beschwerden eines Rauchkatzenjammers auf sich nahm.

Das ganze Dorf besprach die Doppelwerbung um die schöne Elisabeth. Die andern Freier kamen nicht mehr in Betracht. Man schloß Wetten ab, welcher von den beiden Sieger sein würde.

Elisabeth kam zuweilen zu einem kurzen Besuch in unser Haus, da wir Nachbarn waren. In diesem Sommer kam sie öfters. Wir mochten sie alle gern leiden. Jedesmal brachte sie uns Kindern eine Süßigkeit mit. Überhaupt duftete ihre ganze, große und schöne Gestalt nach Süße. Es war nicht nur der Duft von Rosinen, Tee und Kaffee, der von ihren Kleidern ausströmte, es war etwas anderes, Angenehmes, Unerklärliches und Unfaßbares, das ein reifender Knabe unwillkürlich herausfühlte, sodaß man es gut begreifen konnte, daß der junge Lehrer Wilhelm sich ganz besonders von ihr angezogen fühlte.

Sie lachte viel und sprach ungezwungen laut, daß der Lehrer ihre Stimme, auch wenn er spielte und sang, bald hören mußte und dann regelmäßig herunterkam.

« Was haben Sie soeben für ein schönes Lied gesungen, Herr Lehrer ? » fragte sie einmal.

« Das Lied von der Kaiserin Elisabeth », sagte er heiter.

« So, Elisabeth ! » wiederholte sie und lachte. « Sie haben wohl Kaiserinnen gern, Herr Lehrer ? »

« Stimmt », bemerkte er verlegen.

Sie neigte leicht den schönen Kopf, richtete ihre blauen schelmischen Augen auf ihn und fragte : « Gibt es Kaiserinnen, die Elisabeth heißen ? »

« Ja doch », sagte der Lehrer rasch und aufgeräumt, « die Kaiserin von Österreich, die schönste und liebenswürdigste Kaiserin der Welt. »

« Die schönste und liebenswürdigste ? » wiederholte das Mädchen langsam und traurig nickend.

« Ja » erklärte der Lehrer mit leiser, aber eindringlicher Stimme. « Sie gleichen ihr, Fräulein Elisabeth, Sie haben dieselbe schlanke Gestalt, dasselbe artige Wesen und dieselben blauen Augen und auch dieselbe blonde wundervolle Haarkrone, überhaupt Sie sind ... »

Nun lachte Elisabeth hell und kindlich und unterbrach den schwärmerischen Verehrer : « Ich bin wohl die Kaiserin, ei, ei, und deswegen das Lied ? Das ist doch über die Maßen lustig. »

Das freundliche Gesicht des Lehrers veränderte sich. Es nahm eine Härte an, wie man sie an ihm beobachten konnte, wenn er in der Schule genötigt war, einmal exemplarisch zu strafen. Seine Stimme wurde dunkel und schlepperte nicht, als er sagte : « Lustig ist das nicht, sondern ernst, sehr ernst, Fräulein Elisabeth ! »

Dann ging er mit kurzem Gruß aus der Stube.

Man hörte ihn dann auf dem Zimmer tolles Zeug spielen, daß die Geige nur so kratzte.

Elisabeth lächelte und zierte sich im sichtlichen Gefühl wertvoll zu sein gleich einer Kaiserin. Dann ließ sie sich doch herbei, den Beleidigten durch die Mutter grüßen zu lassen und ihm zu sagen : Er möge morgen in der Pause vorbeikommen, sie hätten eine neue Sendung besonders leichter und ganz blonder Zigarren erhalten.

Die Mutter übermittelte die Botschaft. Der Lehrer dankte höflich und sagte : « Zum Spiel sollte man die Liebe nicht mißbrauchen. Ich bin empfindlich ! »

Die Hebamme kam zu Besuch. Sie fragte, ob wir das Neueste wüßten. Was konnten wir wissen, was einer Hebamme nicht zuerst bekannt war. Also nein !

Lebhaft erzählte die Hebamme : « Es ist wieder eine Tollheit verübt worden. Des Wirtes Sohn, der schöne Andreas, ist gestern nacht über die Eisenbahnbrücke von Grandfey geritten. »

« Ist das möglich ? Über die Brücke ? Bei Nacht ?» Alle entsetzten sich. Sogar der Lehrer ließ seine Augen beinahe aus dem Kopfe springen.

« Herrschaft noch einmal », staunte er und er wiederholte, was er in der Schule schon oft doziert hatte : « Herrschaft, die Brücke ist 335 Meter lang und 78 Meter hoch. Sie ruht auf zwei Brückenköpfen und hat sechs Pfeiler. Sie ist ein Stahlgerippe. Es wurden 63 Tausend Zentner Eisen daran verarbeitet. Sie hat zwei und eine halbe Million gekostet. »

« Und darüber fährt die Eisenbahn », ergänzte die Hebamme, « und denkt euch, es ist kein Geländer da, denkt euch, kein Geländer ! »

« Nur ein kniehohes auf der einen Seite », verbesserte der Lehrer.

« Das ist soviel wie keines », behauptete die Hebamme, « und wenn jetzt der Zug gekommen wäre, denkt euch ! Andreas wäre samt dem Roß zu einem Brei zermalmt und über die Brücke geworfen worden. »

« Ist möglich », bemerkte der Lehrer mit leisem Spott, « denn die Brücke ist nur zwei Meter und zehn Zentimeter breit, davon fallen auf das Geleise ein Meter und zwanzig Zentimeter, bleibt folglich für jede Seite fünfundvierzig Zentimeter. »

« Ja », sagte die Hebamme heftig, « die schöne Elisabeth könnte sich jetzt um den schönen Andreas die Augen ausweinen. »

Das schien ein unwiderlegbarer Ausspruch.

Der Lehrer verbesserte nichts daran.

Es trat ein totes Schweigen ein. Die Hebamme empfahl sich. Dem Lehrer, der es gewagt hatte, ihr dreinzureden, schleuderte sie einen giftigen Blick zu.

Unsere gute Mutter milderte den Auftritt, indem sie sagte : « Das ist wohl noch fraglich, ob Elisabeth um diesen schlimmen Andreas sich die Augen ausweinen würde. »

« Die beiden werden sich heiraten », prophezeite die Hebamme und knisterte beleidigt davon.

Der Lehrer aber lächelte nun und zündete sich eine der neuesten ganz leichten und blonden Zigarren an, die ihm Elisabeth geschenkt hatte. Befriedigt erklärte er, daß ihm diese blonde Sorte sehr zuträglich sei.

* * *

Unsere Mutter wollte Gewißheit haben, wie es um das Herz und die wahren Absichten der schönen Elisabeth bestellt sei.

Elisabeth wurde gerufen. Sie kam, schön und duftig wie immer. Sie trug einen weißen Pintscher auf dem Arm, den sie liebkoste und hätschelte. Die Mutter erzählte ihr vom tollen, nächtlichen Ritt von Wirts Andreas.

Elisabeth lachte aus vollem Halse und sagte : « Ich wußte es schon ! »

« Du hast darum gewußt ? » stutzte die Mutter.

« Vorher nicht », gab Elisabeth heiter Bescheid. Stolz und selbstgefällig erläuterte sie dann : « Es ist nicht das erste Mal, daß Andreas diesen Ritt ausgeführt hat. Andreas weiß ja auch, wann die Züge verkehren. Er hat eine gute Uhr ; ich habe sie ihm geschenkt. »

« Du hast sie ihm geschenkt ? » zweifelte die Mutter.

« Ja, ich mußte ihm doch auch einmal etwas schenken. Er hat mir damals, als er das erste Mal über die Brücke ritt, als Unterpfand seiner Verehrung diesen Hund aus der Stadt mitgebracht. Denken Sie sich, es war eine stockfinstere Nacht, und er ritt auf dem Pferde über die Brücke und trug den Hund im Arm, diesen herzigen Beller ! »

Sie drückte den kleinen Gesellen an sich und küßte gar dessen bärtige Schnauze.

« Du wirst also den Andreas heiraten ? » fragte die Mutter.

Elisabeth lachte hellauf : « Ach, heiraten werde ich noch lange nicht, erstens bin ich zu jung, zweitens zu schön und drittens mag ich nicht, solange sich die Bewerber um mich reißen. Es ist mir ein Vergnügen, diese verliebten Jünglinge um mich tanzen zu sehen. Grüßen Sie den Herrn Lehrer, er soll mir sagen, ob ihm die blonden Zigarren gefallen. »

Sie klemmte den Pintscher, daß er mit seiner heisern dünnen Stimme bellte. Ihre Absicht war klar. Sie wollte dem oben musizierenden Lehrer ihre Anwesenheit verraten. Als das Spiel aufhörte und zu hören war, daß der Lehrer in die Stube hinuntersteige, stob sie mit fliegenden Röcken davon.

Nun trat im Herbst ein Ereignis ein, das die Liebesgeschichte zur plötzlichen Klärung brachte.

Wir saßen beim Nachtessen, als Lehrer Wilhelm aus der Stadt heimkehrend in die Stube trat. Er war blaß und verstört und sagte : « Die Kaiserin ist ermordet worden. »

« Welche ? » rief die Mutter entsetzt.

Uns allen schwebte die gleiche Frage auf den Lippen. Wir dachten an die Kaiserin des Lehrers, an die schöne Elisabeth unseres Dorfes.

« Die Kaiserin Elisabeth », wiederholte der Lehrer und setzte sich gedankenvoll an den Tisch.

« Ach Gott ! » rief es im Chor.

«Die Kaiserin Elisabeth von Österreich», sagte nun endlich der Lehrer, aber seine düstere Miene erhellte sich nicht im geringsten.

Ein Aufatmen von uns allen, aber nur halb. Es war doch eine Mordtat geschehen und an einer Frau, einer Kaiserin ; an der guten Kaiserin von Österreich, von der uns Lehrer Wilhelm zuweilen begeistert erzählt hatte.

Und es überstürzten sich die Fragen : « Wo ? » – « In Genf ! » – « Wann ? » – « Heute nachmittag ! » « Wieso ? » « Warum ? »

Der Lehrer gab in seiner sicheren Weise Auskunft.

Die Kaiserin war im Hotel Beau-Rivage als schlichter Gast eingekehrt und wollte sich nach dem Mittagessen um 1 Uhr 40 Minuten auf ein Schiff begeben. Auf dem Wege dahin sei ihr ein Anarchist entgegengetreten und habe ihr einen Stoß auf die Brust versetzt. Auf dem Schiffe sei die Kaiserin ohnmächtig geworden. Man habe erkannt, daß sie von einem Stiletstich verletzt worden sei. Der Dampfer sei an die Schiffslände zurückgefahren. Auf einer Bahre habe man die Kaiserin ins Hotel zurückgetragen, wo sie um 3 Uhr 30 Minuten gestorben sei.

Den ganzen Abend lag die Wucht dieser Nachricht wie ein Albdruck auf uns.

Ein Sturm der Entrüstung lief durch Dorf und Land.

Die Schwere der unseligen Tat lastete auch in den folgenden Tagen auf unserem Dorfe und dem ganzen Schweizerlande, das von der edlen Kaiserin durch häufigen Besuch geehrt worden war.

Lehrer Wilhelm schien es besonders schwer zu nehmen. Er verschenkte den Vorrat seiner blonden Zigarren an unseren Knecht. Nachdenklich und trübsinnig ging er umher.

Als es hieß, die Leiche der Kaiserin werde in einem Sonderzug nach Wien überführt, und dieser Zug werde mittags durch unser Dorf fahren, erbat sich Lehrer Wilhelm von unserer Mutter die Erlaubnis, aus dem Blumenreichtum unseres Gartens schöpfen zu dürfen. Er erhielt die Bewilligung gerne. So pflückte er denn die schönsten weißen Herbstastern und band sie zu einem hübschen Strauß.

Wir gingen also nach dem Bahnhof, wo sich das ganze Dorf eingefunden hatte. Auch die schöne Elisabeth war da und der schöne Andreas.

Aber man sprach nicht viel miteinander und nur leise. Über allem schwebten die dunklen Schwingen des traurigen Ereignisses.

Der Zug brauste heran. Man wußte, er würde nicht anhalten. Die mächtige Lokomotive fauchte und sprühte Funken aus dem niederen Kamin ; die Wagen folgten, schwarz, gespenstisch, mit dunkel verhängten Fenstern. Der Wagen, der die sterbliche Hülle der edlen Frau und Dulderin barg, war nur zu vermuten.

Die Kirchenglocken läuteten. Die Männer trugen die Hüte in der Hand, die Frauen die Taschentücher, das ganze Volk verneigte sich in echter Trauer.

Lehrer Wilhelm schritt rasch mit seinem Asternstrauße auf den Zug los und warf ihn gegen einen der mächtigen schwarzen Wagen.

Der Windzug griff nach den Blumen und fegte sie unter die Räder, daß sie zerzaust und zerquetscht auf den Schienen zurückblieben, indes der eilige Trauerzug in der Ferne verschwand.

Das Volk stand betroffen. Viele wischten sich die Tränen aus den Augen.

Die seltsame Tat des Lehrers hatte alle ergriffen.

Elisabeth kam auf ihn zu und dankte ihm. Das sei nobel gewesen, sagte sie.

Auch der schöne Andreas trat zu den beiden. Aber Andreas war ohne Rührung. Boshaft begann er zu necken. « So, Herr Lehrer, Sie haben wohl *ihrer* toten Kaiserin den Strauß zum Abschied gewidmet ».

« *Meiner* Kaiserin ? » stutzte der Lehrer und fügte nach einer Pause bei: « Ich bin ein Schweizer und Republikaner, aber ein fühlender Mensch. »

« Ich meine », prahlte Andreas, « nach Ihrem lustigen Liedchen haben Sie doch eine Kaiserin auf einen goldenen Thron erhoben ? »

« Wer sagte Ihnen das ? » fragte Lehrer Wilhelm mit scharfer Stimme.

« Unsere hier anwesende Kaiserin Elisabeth », spottete Andreas.

« Ich hab's ihm erzählt, Herr Lehrer », erklärte Elisabeth offenherzig und sie lachte dabei gleichfalls.

Darauf sah der Lehrer die beiden, aber besonders Elisabeth mit so großen, erstaunten Augen an, daß man das Gruseln bekam. Aber dann nickte er ein paar Mal mit seinem klugen, schmalen Kopfe, gab beiden höflich die Hand und ging allein rasch seines Weges.

Zu Hause befahl er meiner Mutter, sie möge ihm die Rechnung ausfertigen, er werde noch heute abend verreisen, da ja auch sein Provisorium abgelaufen sei.

Die Mutter staunte. Er aber sagte mit trauriger Stimme : « Ich habe heute, wie es im Liede heißt, auch meine Kaiserin verloren. Ich kann

mich nicht verspotten lassen. Die Liebe ist mir heilig in allen Punkten. » Er sagte es ruhig, aber seine Hände zitterten dabei wie im Fieber und seine Augen schimmerten feucht.

Am gleichen Abend reiste er ab.

Kurz nach seiner Abreise stürzte die schöne Elisabeth in unsere Stube und fragte entsetzt, ob es sich bewahrheite, daß Lehrer Wilhelm abgereist sei. Die Mutter konnte es nur bestätigen.

Da warf sich Elisabeth über den Tisch und schluchzte herzzerbrechend » « Ich habe ihn doch so geliebt, ihn allein ! »

Die Mutter konnte ihr nur den einen Trost geben : « Schöne Elisabeth, mit der Liebe darf man nicht spielen ! Deine Reue kommt zu spät, du hast den lieben Menschen verletzt und wohl für immer verloren ».

* * *

Vier Jahre waren seither vergangen. Lehrer Wilhelm hatte sich als guter Christ von seiner bitteren Enttäuschung nicht erdrücken lassen. Er hatte in unentwegter Arbeit und fleißigem Studium Trost gesucht – und auch gefunden. Nach glänzend bestandenem Examen als Mittelschullehrer war er vor einem Jahre zum Fachlehrer an einem Gymnasium der Innerschweiz ernannt worden. Als solcher wurde er beauftragt, am Schulkongreß in der Zähringerstadt teilzunehmen. Da traf er viele alte Bekannte, darunter auch einen ehemaligen Kollegen aus Duens. Sie kamen ins Plaudern, Lehrer Wilhelm spürte erst dann, daß seine Liebe zu Elisabeth nicht tot sei, daß sie nur die ganze Zeit hindurch in seinem Innersten geschlummert hatte. So konnte er nicht anders, als nach Elisabeth zu fragen.

Er vernahm, daß Elisabeth seit seinem jähen Weggang jeden Heiratsantrag zurückgewiesen habe. Der schöne Andreas sei darüber fast trübsinnig geworden und schon seit drei Jahren im Auslande verschollen. Elisabeth sei womöglich noch schöner geworden, aber man munkle im Dorf, da lächelte der Kollege, sie habe einen heimlichen Herzenskummer, denn sie sei viel ernster geworden.

Lehrer Wilhelm war in diesen vier Jahren auch reifer und sicherer geworden und so entschloß er sich, in Duens vorzusprechen.

Elisabeth hatte ihren Leichtsinn schwer bereut und war ihrer Liebe zu Lehrer Wilhelm treu geblieben. Glücklich und dankbar nahm sie nun seine Werbung an, und versprach, ihm recht bald als seine Gattin in die Innerschweiz zu folgen.

Das Weihnachtsgeschenk

1.

Der Wydenhof war ein Bauernbesitz, wie es keinen schöneren in unserem Lande gab.

Breit und prächtig, nach altem Schrot und Schnitt, war das Bauernhaus gezimmert und gebaut; Wohnhaus und Scheune aus einem Guß unter dem gleichen langgestreckten First; das Dach weitausholend und so großflächig wie ein Acker, den man mit dem Pflug und einem Viergespann kaum an einem und demselben Tag umzuwerfen vermochte. Und unter diesem weitflügeligen Dache Ställe und Tennen, Heu- und Kornbühnen, Schopf und Söller, Stuben, Kammern und Keller und eine Küche, in der ein Speicher hätte untergebracht werden können, und in deren weitbauchigem Kamin die Speckseiten, Schinken, Rippenstücke und Würste zweier Schweine und einer Kuh immer wieder erneuert wurden.

Das Wohnhaus zierten rundum zwei Lauben, sommersüber mit Nelken und Geranien bestellt, sodaß um die hohe Stirnseite des Hauses ein buntfarbiger Doppelkranz sich wand. Blank glänzten dahinter die Scheiben der vielen Fenster. Soviel Licht das behäbige Haus auffing, soviel Freundlichkeit und Ordnungssinn strahlte es aus. Ein hochgeschwungener Giebel beschirmte die freudige Pracht bis hinunter zur hübsch geschichteten Scheiterbeige, die vor der ersten Fensterreihe hinlief.

Niemals wies diese kunstvolle Scheiterbeige eine Lücke auf. Es war nie vorgekommen, daß heimliche Kilter sie in Unordnung gebracht hätten, denn im Wydenhofe ging man von je in Züchten aus und ein. Für den rechten Ordnungsdienst sorgte zum Überfluß der Bäri, der kälbergroße, bärenschwere Bernhardiner. Der ließ die fremden Leute wohl zur

ordentlichen Zeit und zur ordentlichen Türe hinein und heraus, aber niemals zu nächtlicher Frist über Leitern und Scheiterbeigen.

So war an dem Äußern des Hauses zu erkennen, wie wohlbedacht auf dem Wydenhofe Haushalt und Wirtschaft geführt wurden. Hier, bei der Bäuerin in Kammern, Küche und Keller und dort, beim Bauer in Stall, Speicher, Schopf und Söller.

Durch Generationen war derselbe zähe, gesunde, rechtschaffene und schaffige Bauerngeist am Werke, daß im Wydenhofe Wohlhabenheit zu Reichtum sich vermehrte, ohne daß man aus den vielen Fenstern und vom hohen Giebel mehr wahrgenommen hätte als kernige Bauernschaft, die vorbildlich ins weite Land hinausstrahlte.

Auf diesen Wydenhof nun flog in einer Herbstnacht der rote Hahn. Ein jäher, greller Feuerschein jagte die Leute aus mitternächtlichem Schlafe. Die Bewohner des schönen Hauses schreckten auf und schwärmten aus wie gestörte Bienen. Schon schossen allenthalben die Flammen aus den Luken und Ritzen. Und im nächsten Augenblicke schlug ein Riesenfeuer mit blutigen Schwingen über der Herrlichkeit des Hauses zusammen. Nur die Lebware konnte gerettet werden, sonst kein Halm und kein Hemd. Die gesamte reiche Habe mit Schiff und Geschirr blieb in den Flammen und fiel der Vernichtung anheim.

2.

Der Untergang des jahrhundertalten Hofes mit allen ehrwürdig überlieferten, treu und sorglich gehegten Schätzen beugte die rüstige Gestalt des sechzigjährigen Bauern. Er ging auf seinen Ländereien herum wie einer, der auf der Erde etwas verloren hat und der keinen hellen und weiten Blick mehr gewinnen kann, wenn er es nicht findet. Sein Wille bäumte sich zum Leben auf, um Stamm und Geschlecht in Ehren zu erhalten, aber eine schwer bestimmbare Krankheit zehrte an seinem Leib und wollte ihn nicht mehr gesunden lassen.

Der Wydenhof sollte indessen unverzüglich wieder erstehen. Der Vater hegte die Absicht, den Neubau im Stil des alten, vielgerühmten Hauses zu errichten. Sein einziger Sohn Hanspeter jedoch war für einen Neubau in modernster Ausführung und Einrichtung. Ehe der auf beiden Seiten hartnäckig und zähverbissen geführte Streit erledigt war, starb der Bauer am Schlagfluß.

Nun konnte der Sohn und einzige Erbe nach seinem Sinn und Willen

bauen. Die gutmütige Mutter ließ dem klugen und eigenwilligen Sprößling die volle Freiheit. Sie hatte keine Gründe, wider den Jungen zu sein. Hanspeter hatte sich bisher nicht als ein Verschwender erwiesen, war auf einer landwirtschaftlichen Schule trefflich ausgebildet und berechnend erzogen worden, hatte zu Hause rechtschaffene Grundsätze kennen gelernt und war also wohl vorbereitet, einem großen Bauernhofe in Ehren und mit Erfolg vorzustehen. Eines mußte ihn die Zeit lehren, den störrischen Eigensinn, der sich zuweilen gebärdete wie ein nie gezäumtes Pferd, von andern zäumen und zügeln zu lassen.

Indessen ward das neue Haus gebaut. Wiederum war es ein machtvolles Gebäude, in großzügigem Maßstabe, in glücklicher Verwendung jüngster baulicher Errungenschaften, innen und außen Zweckbau. Beste Architekten hatten es ausgedacht und routinierte Unternehmer in kurzer Zeit erstehen lassen.

Als die Bäuerin-Mutter das Haus bezog, erschrak sie ob den riesigen, fast nüchternen Stuben. Jeder heimelige Winkel schien daraus gebannt. Es fehlte ihr im ganzen großen Nestbau der eigene, beschauliche, kleinwarme Nistplatz. Sie meinte, wenn sie bei den Baumeistern hätte mitsprechen dürfen, so wäre aus ihrer guten Erfahrung heraus manches für die Hausfrau zweckdienlicher geschaffen worden. Indessen gewöhnte sie sich rasch an die neue Heimstätte und pries vor allem die Helligkeit der Räume, die jeden Sonnenstrahl auffingen, sodaß überall im Hause eine Lichtfreude herrschte, als wäre in den neuen Räumen der ewige Sonntag daheim.

Die Mutter ließ ihren Hanspeter auch weiterhin gewähren.

So wirtschaftete man denn auf dem Wydenhofe nach fortschrittlicher Art. Die neuesten Maschinen halfen die Arbeit in Haushalt, Stall und Feld erleichtern und vermindern. Meisterhaft und bequem war alles beieinander, um einen Musterbetrieb aufrecht zu erhalten. Und dennoch fehlte diesem erstklassigen Mechanismus die freie, frohe Seele.

Hanspeter war nicht träge und nicht unkömmlich.

Er hatte vom Vater einen gesunden und praktischen Verstand und von der Mutter ein gutes, freundliches Herz geerbt, aber von beiden auch jenen Bauernstolz, der sich nicht belehren läßt. Hanspeter wollte der fortschrittlichste Bauer des Landes sein. Er führte Neuerungen ein, ohne erst zu erwägen, ob sie für seinen Betrieb und seinen Hof, seine Felder und seine Obstgärten und seine Viehhabe geeignet seien und mit der Nachbarschaft und der ganzen Umwelt durch Handel und Wandel

in nutzbringender Beziehung ständen und sich auch wirklich harmonisch und rentabel in den gesamten bäuerlichen Gutsbetrieb einfügten.

Bald mußte Hanspeter über seinen Hof den Spott ergehen lassen, der Wydenhof sei die Versuchsanstalt aller landwirtschaftlichen und hausgerätlichen Maschinenfabriken. Vom elektrischen Futterkrippenfüller und elektrischen Melker bis zum elektrischen Dessertnidelschwinger und elektrischen Stubenbesen waren alle Kategorien und Kaliber von land- und hauswirtschaftlichen, technischen Maschinen vorhanden.

Bedenken, die die besorgte Mutter dann und wann äußerte, wenn wieder eine neue, spitzfindige, schön lackierte Maschine auf den Hof gebracht wurde, fegte Hanspeter mit den frischen und forschen Worten beiseite: « Andere Zeiten, andere Sitten. Wer vorwärts reiten will, zäumt den Gaul nicht am Schwanze auf. »

Hanspeter war jung und er rechnete vor allem vom breitzahligen Kassabuch des Vaters aus. Für Krisenzeiten hatte er sich nicht vorgesehen.

Und die Krisen waren plötzlich da wie in den ersten lauen Nächten die Fledermäuse.

Die Mutter wurde von Gliedersucht befallen und mehr und mehr an den Lehnstuhl gefesselt, von wo aus sie den Blick über das Ganze verlor und nur die Umschau über die allernächsten Wirtschaftszweige im Auge behielt. Hanspeter verschwieg der Mutter die wirtschaftlichen Sorgen, einmal war er zu stolz, sich dieselben einzugestehen, und zum andern wollte er Unangenehmes von der Mutter fern halten.

Der goldene Boden, auf dem der neue Wydenhof erbaut war, erlitt Erschütterungen. Die vielen Maschinen, die hohen Steuern, die schweren Bürgschaften, der geringe Ertrag, der einseitige Preisabbau rüttelten am so festgefügten Bau. Und die Menschen, die im Hause wohnten, wurden unsicher. Die Knechte führten ein Regiment nach eigenem Gutdünken, und die Mägde stachen verschwenderisch dreimal in den Ankentopf, daß die Speisen von Fett trieften.

Die Zeit war da, daß eine junge, wackere Bäuerin zum Rechten hätte sehen müssen.

Aber der kluge Hanspeter, obgleich von angenehmem Äußern, groß und schlank und geschmeidig und vielfach umworben, hatte den Anschluß an eine Braut noch nicht gefunden.

Nun kam zuweilen ein Mädchen aus der Nachbarschaft zur Aushilfe auf den Wydenhof. Ihr Vater hatte zehn Kühe im Stall und zehn Kinder

in der Stube, und diese letztern gingen, was nicht in jedem Hause geschieht, aller Habe voran. Dazu herrschten in diesem Kleinbauernhof Ehrbarkeit, Fleiß und frommer Sinn. Man wirtschaftete schlicht und recht und schlug sich auch rechtschaffen durchs Leben. Eine gute Erziehung sollte der Kinder reichstes Erbe sein.

Die acht Mädchen glichen sich in der frischen Sauberkeit wie Puppen unterm Weihnachtsbaum, aber sie waren keineswegs zimperlich und zerbrechlich. Nur was ihre Seele betraf, wollten sie mit sorgfältigen und noblen Händen angefaßt werden.

Martha war das älteste der Kinder und in der vollen Blüte der tausend Wochen, ein Mädchen, das eine Hausfrau versprach, wie sie das Herz eines hochgemuten Jünglings nur wünschen konnte.

Hanspeter verfolgte oft mit bewunderndem Blicke und dem Wunsche des Besitzes die gelenke, hübsche Mädchengestalt, aber sein Bauernstolz übertrotzte jedesmal die Gefühle, sie war ihm zu kleinbürgerlich und stammte aus zu ärmlichem Stande.

3.

Als Hanspeter an einem sonnengoldigen Herbsttag von einem Wiederholungskurse heimkehrte, hoch zu Roß, in schmucker Uniform, in glänzenden Stiefeln, und kriegerisch den Stahlhelm fest auf dem runden Kopf und also aussah wie ein rassiger und schneidiger Offizier, trotzdem er erst Korporal war, trat Martha eben mit zwei vollen Melchtern aus dem Hause.

Der Kriegsmann sprengte heran, parierte dicht vor ihr und salutierte vom Pferde herunter.

Sie nickte und grüßte laut und höflich, und ihr volles hübsches Gesicht glühte im Feuer von Hagebutten. Aber es war keineswegs Scham, weil sie die Schweinemelchtern trug. Sie erschrack nur, weil sie das Bild, das sie vom heimkehrenden Hanspeter im Herzen trug, plötzlich so leibhaftig vor sich sah. Rasch eilte sie fürbaß, ihrer Verrichtung nach.

Als Martha ihre Arbeit getan, die grunzenden Pfleglinge gefüttert und mit den leeren Melchtern zurückkehrte, stand Hanspeter schön und prächtig im Hausflur und vertrat ihr den Weg. Er breitete strahlend die Arme aus. Seine Miene und seine Gesten waren nicht mißzuverstehen.

Aber Martha stellte die Melchtern wie eine Festung vor sich hin und blitzte den Wegelagerer aus ihren klaren, klugen, braunen Augen fragend und abweisend zugleich an. Er wollte dem Stand seiner Uniform Ehre machen und über alle Festungen hinweg sein Ziel erobern. In rasch zugreifender Attacke erhaschte er das Mädchen und wollte die Umarmung und Eroberung mit einem Kuß besiegeln. Aber schon brannte auf seiner glattrasierten linken Wange ein solch energischer Schlag, daß er seinen Angriff augenblicklich stoppte.

Mit entschiedener Stimme erklärte Martha : « Zum Zeitvertreib bin ich nicht zu haben. »

Da schlug Hanspeter seine Stiefelabsätze knallend zusammen und entgegnete : « Zu Befehl, Herr Oberst », machte kehrt und donnerte davon.

Martha hob ihre Melchtern wieder auf. Sie schienen ihr zentnerschwer. Der Schlag war die unwillkürliche Abwehr ihres Wesens. Nun würde er wohl glauben, daß sie eine derbe Hand habe. Und dem war doch nicht so. Ihre Hände hätten sich am liebsten sanft und kosend um seinen Kopf gelegt. Aber wie ein Strolch sollte er sie nicht überfallen. Er sollte sie nicht haben, um seiner Lust zu genügen, und sie dann wie eine vernaschte Frucht wegzuwerfen.

Als Martha kurz darauf von der Küche aus wahrnahm, wie er stolz und hochmütig nach dem Dorfe ritt, bestärkte sich in ihr die Meinung, daß er liederlichen und leichtfertigen Sinnes sei.

Entschlossen trat Martha zur Bäuerin Mutter in die Krankenstube und teilte ihr mit, daß sie nicht länger auf dem Hofe bleiben könne.

Die Mutter fragte nicht nach der Ursache. Sie ahnte sie. Hanspeter war bei ihr gewesen. Herzlich grüßend wie immer war er eingetreten, hatte sich nach dem Befinden erkundigt und war erfreut, daß es ihr wenigstens nicht schlimmer, wohl eher ein Rücklein besser gehe. Aber als die Mutter dann begonnen hatte zu erzählen, was sich in seiner Abwesenheit auf dem Hofe Wichtiges zugetragen habe und jedes zweite Wort ein Lob auf die tüchtige Führung Marthas war, auf deren Arbeitsamkeit, Ordnungsliebe und Klugheit, was sich sogar auf die Knechte günstig ausgewirkt hätte, indem sie pünktlicher bei der Arbeit gewesen, auf die Minute genau zum Essen gekommen seien und bei Tische immer eine wohlanständige Unterhaltung führten, die ein jedes Kind mitanhören dürfe : ja, bei all dem Lob, das dem Mädchen zuteil wurde, hatte sich Hanspeters Gesicht verfinstert. Er nagte an seinen Lippen, als

wären es böse Knochen, gebärdete sich ungeduldig und verabschiedete sich vorzeitig von der Mutter, vorschützend, er habe sich mit seinen Kameraden zu einem geselligen Abend versprochen. Kurz nachher war er vom Hofe geritten.

Die Bäuerin überbrückte mit mütterlicher Klugheit den Zwist zwischen Hanspeter und Martha, der nach ihrem geheimen Wunsche keiner bleiben sollte. Sie bat das Mädchen, ihr, der Kranken, nicht die unentbehrliche Hilfe zu entziehen und nicht dem Haushalt die notwendige Stütze zu nehmen. In der Wirtschaft draußen werde nun Hanspeter wieder zum Rechten sehen. Für die Hausführung aber sei sie selbst noch da und die vertraue sie eben Martha an, denn in die Pfannen und Wäscheschränke habe ihr seliger Mann nie hineinregiert und das wolle sie auch Hanspeter nicht erlauben.

Martha blieb im Hause. Sie arbeitete wie eine Magd und nahm doch immer wieder mehr die Leitung in ihre flinken, überall rasch zugreifenden Hände. Dabei war sie frohen und heiteren Gemütes, verscheuchte die Grillen anderer durch klug ermunternde Worte und Gesang und schien stets selber so unbeschwerten Herzens, daß es in ihrer Nähe immer war, als ginge freundlich die Sonne auf.

Hanspeter wich dieser Helligkeit aus. Sie strahlte ihm zu offensichtlich wie ein Sieg. Er wollte als Herr des Hauses gelten und nicht um den Schein vor einer Frau sich demütigen. Zuweilen fiel ihn die Lust an zu einer zweiten Attacke, denn das Mädchen war liebenswert, lag ihm im Sinn, und er glaubte sich nicht zu täuschen, daß Martha vor einem umarmenden Angriff, wenn er einen friedlichen und andauernden Ausgang verhieß, kapitulieren werde.

Nur hatte er vorerst mit den Sorgen zu tun. Die nahmen ihn selbst in plumpe und rücksichtslose Arme.

Die Landwirtschaft ging flau, der Handel stoppte, das Geld wurde knapp. Hanspeter suchte Rettung von außen. Vom grundsicheren Bauerntum weg begab er sich auf die Zickzackbahn des unsicheren Handels, er widmete sich dem Viehhandel. Mit seinem vierplätzigen Buick fuhr er täglich aus. Die plattgewalzten Straßen verlockten geradezu, den Kraftwagen gebührend zu gebrauchen, und wenn man auch meist an jedem Kauf oder Verkauf vorbeikam, so hatte man doch auf einer hübschen Rundfahrt Land und Leute kennen gelernt und bei manchem Gasthaushock Interessantes über die Ursachen der Krise erfahren. Damit freilich war die Krise im eigenen Betrieb keineswegs behoben.

Die Knechte verrichteten indessen ihre Arbeit ohne übermäßige Anstrengung, sie hielten sich vielmehr an das beliebte Tempo : « Nume nit gschprängt ». Man machte sich über den Meister lustig, der sein Auto schon beinahe zu Schanden gefahren auf diesen seltsamen Handelsfahrten, die vielmehr eine Jagd nach einer Frau waren.

Zuweilen brachte er in seinem Auto einen fraulichen Gast auf den Wydenhof. Meist war es irgend eine landfremde Tochter, die ein Kleidfähnchen trug, auf Stöckelschuhen trippelte und die Lippen knallrot bemalt hatte.

Martha bediente die Herrschaften, wie es sich für ein gastliches Haus geziemte. Aber sie machte niemals einen besonderen Aufwand, sie wollte den Eindruck vermeiden, als schwelge der Wydenhof im Überfluß. Die Besuche, die indessen wohl erwartet hatten, in Reichtum, Rausch und Radio empfangen zu werden, verloren in der Kirchenstille der großen hellen Bauernstube, in der die kräftigen Schläge der Altväteruhr an die Wucht ernster Zeit und Arbeit gemahnten, jedes fröhlich müßige Wort, und sie verloren vor allem auch den naschhaften Appetit, obgleich der Schinken rötlich schimmerte, die Wurst einen glatten Schnitt hatte, das Brot chüschtig schmeckte, der Kaffee aromatisch duftete und die Milch köstlich labte.

Der junge Hausherr selbst schien bedrückt oder zerstreut und dämpfte seine abgewogenen Worte und schien sich jedesmal, wenn die bedienende hübsche Magd eintrat, tiefer in den Stuhl zu drücken und sich recht klein zu machen und streifte das flink und geschickt hantierende Mädchen mit finstern und scheuen Blicken. Jede Besucherin fühlte rasch heraus, daß in des jungen Mannes Herzen die Unordnung ebenso groß war wie die Ordnung des Hauses tadellos.

So schieden denn die holdesten Gäste bald wieder vom frostigen Wydenhof, um nie wiederzukehren.

Hanspeter war hernach gereizt und aufgeregt und brummte durchs Haus wie eine Hornisse, der der Nestbau nicht gelingen will.

Martha riß nach einem solchen Besuche die Fenster der Visitenstube rasch und weit auf, damit die frische Landluft die scharfen fremden Gerüchlein verscheuche, denn sie krampften ihr das Herz zusammen, und sie wollte auch um Hanspeters willen das Gespött der Knechte nicht hören, die, wenn sie zum Essen in die Stube traten, boshaft witternd ihre Nasen hoben.

4.

Nun war Weihnachten nah.

Hanspeter war noch immer ein wunderlicher Einspänner.

Martha wußte um seine Not, sah die Not der Mutter, die Not des Hauses, und auch ihre eigene Not wurde immer unerträglicher.

Aber nichts ist erfinderischer als Frauenliebe.

Aus dem Eigenverdienten stattete Martha einen prächtigen Weihnachtsbaum aus und pflanzte ihn in der Stube der kränkelnden Mutter auf.

Es war bestimmt ein feierlicher Augenblick, als die Mägde und Knechte von Martha freundlich eingeladen, in das von Kerzenschein und Christbaumkugeln helleuchtende Gemach der Bäuerin traten.

Der weihnachtliche Glanz und Duft hatten jeden neidischen Spott und jedes fremde Gerüchlein verscheucht.

Für jedermann war ein Päckchen bereit, für die Mägde mit einem blauen Seidenband umbunden und für die Knechte mit einem roten, und in jedem steckte ein Tannenzweiglein.

Aber da waren noch zwei Geschenkpakete übrig, ein großmächtiges und daneben ein kleines und schmales nur, das trug ein grünes Band und ein Zweiglein von einer Weißtanne.

Als nun die beschenkte Dienerschaft mit glänzenden Augen und des Lobes und des Dankes voll über die prächtige Martha in der großen Stube ihre Päklein öffnete, und saubere Wäsche, ein Lebkuchenherz und Schokolade oder Zigarren sich den erstaunten Augen darboten, besorgte Martha drüben im Gemach der Bäuerin den zweiten Teil der Bescherung.

Für die Mutter war das große Paket, eine gestrickte Wolljacke und ein neuer Fußsack.

Der junge Bauer aber, der sich mißmutig und beschämt in die Sofaecke drückte, weil er beinahe Weihnachten aus seinem Herzen verloren hatte und doch wieder zutiefst betroffen davon war, als die beglückten Menschen die Gaben entgegennahmen, erhielt nun selbst aus Marthas Hand das grünumbänderte Geschenk.

Hanspeter nahm es mit zögerndem Ernst entgegen, öffnete es bedächtig erst auf Marthas fröhliche Ermunterung hin, und als die Hülle beseitigt war, nahm seine Miene einen fast entsetzten Ausdruck an. In den Händen hielt er ein Haushaltungsbuch, schlicht und recht, nur ein klei-

nes Haushaltungsbuch. Er dachte in aufwallendem Zorn an einen böswilligen Scherz.

« Hineingucken », ermunterte Martha.

Da öffnete er das Buch und gewahrte sauber Zahl an Zahl. Und wie er umblätterte, verlor sich mehr und mehr die gereizte Spannung aus seinem Gesichte.

Was das ganze Jahr an Einnahmen und Ausgaben für den Haushalt sich ergeben hatte, war wohlgeordnet, übersichtlich und sauber notiert und verrechnet. Und je weiter er blätterte, desto mehr staunte er. Er hatte sich nie um den innern Haushalt gekümmert. Er kannte dessen mannigfaltige Bedürfnisse nicht. Es gab da Verbuchungen, die ihn erschreckten, aber auch solche, die ihn erfreuten. Und als er gar zu hinterst im Haushaltungsbuch einen bedeutenden Überschuß vorfand, ohne daß er einen Fünfer aus seiner Wirtschaft beigesteuert hätte, und dieser Überschuß gar in einem Päckchen Banknoten in seinen Händen lag, da war sein Stolz gebrochen.

Die Bäuerin Mutter hielt Marthas Hand und nickte ihr dankbar mit umflorten Blicken zu.

Hanspeter sah betroffen auf die beiden Frauen, verlor allen Dünkel und weinte plötzlich wie ein Kind.

Die Frauen ließen ihn gewähren.

Endlich sagte Martha : « Ich wollte dich nicht beleidigen, Hanspeter. »

Da blickte er auf, trat auf sie zu und sagte : « Ich bin ein Narr gewesen. Das Vagabundieren hört nun auf. Du schaffst für meine Mutter und mich. Und ich stehe am Abschluß des Jahres und an Weihnachten mit leeren Händen vor meinen Leuten und vor dir, Martha. » Er schüttelte sich, als wollte er den alten Menschen von sich werfen. Dann schöpfte er tief Atem wie vor dem Anlauf zu einem gewaltigen Sprung und sagte : « Aber schau, Martha, etwas möchte ich dir doch frank und frei anbieten. Errätst du was ? »

Martha lächelte. Sie schien es wohl zu ahnen. Sie blickte nachdenklich auf den Weihnachtsbaum, der mit allen Lichtern in ihren klaren, vor Ergriffenheit ein bißchen feuchten Augen schimmerte. Es schien ihr, als gebe der Lichterbaum selbst die Antwort. So wollte sie keine ungeschickte Äußerung tun und schwieg.

Da leuchteten auch Hanspeters Augen im Kerzenschein auf, gleichfalls von einem innern Schein belebt, und freudig frei sagte er : « Mich selbst möchte ich Dir schenken », und ihre Hand ergreifend, fragte er

ein bißchen beklommen: « Willst du dies Geschenk annehmen? » Ohne Verlegenheit sah ihn Martha mit ihren großen, klugen Augen an und sagte entschieden: « Ja, Hanspeter! »

Nun umfing er das geliebte Mädchen und trat vor die Mutter hin. Die brachte vor Freude kein Wort über die Lippen, legte aber die Hände der jungen Menschen fest ineinander und drückte wie zum Segen ihre Stirne darauf.

« Nun fahren wir morgen gemeinsam zum Weihnachtsgottesdienst », sprach Hanspeter glückselig.

« Halt », rief Martha, und der Schalk blitzte aus ihren Augen, « das dürfen wir nicht. In meinem Haushaltungsbuch steht kein Posten für Benzin. Wir gehen zu Fuß und kehren zu Fuß wieder heim. Künftig dürfen deine Füße, lieber Hanspeter, nicht so oft auf Rädern in die Welt hinauslaufen. »

Hanspeter nickte mit dem Kopf wie mit einem Hammer, der dem Eisen den letzten formenden Schlag verleiht und sagte: « Ich verspreche dir, Martha, die Füße bleiben künftig daheim, weil ja auch das Herz und der ganze Mensch das vollkommene Heim gefunden haben. Habe tausendfachen Dank für dein Weihnachtsgeschenk, liebe Martha. »

*

Über dem Wydenhof war ein neuer Stern aufgegangen, und die Gewißheit ist da, daß sein Licht fortwirkt, weil eine starke und kluge Bäuerin diesen Stern jedes Jahr wieder neu entzünden wird.

Die Heimat

Sie ist als Schönstes uns bestellt
Von Gott, ein wahrer Wundergarten.
Wer fern ist, kann es kaum erwarten,
Bis er die Heimat wieder schaut,
In der sich alles Glück aufbaut.